

Ronald Edwin

Uhr ohne Zeiger

Aus dem Leben eines Hellsehers

Die Erzählung Edwins von seinem bewegten Leben als Hellseher ist von der ersten bis zur letzten Seite spannend und außerordentlich. Sie reicht von der armseligen Kinderzeit bis zu seinem Auftreten in den größten Sälen von London, Johannesburg, Kapstadt, in Amerika und beim englischen Fernsehen. Aufschlußreich sind besonders seine Erfahrungen mit den englischen Spiritisten und die Schilderung der Tricks, welche viele Medien anwenden. — Vorwort: Prof. Dr. Gebhard Frei.

AUS DEM INHALT:

Vorwort von Gebhard Frei

1. Schon als Kind fiel ich
aus der Reihe
2. Begegnung mit dem
Spiritismus
3. Ich möchte ein normales
Leben führen
4. Ich greife zu Betrug
5. Wie man Séancen
«aufzieht»
6. Neubeginn in Südafrika
7. «Psi» ohne Aufputz
8. Wie arbeitet «Psi»?
9. Was kann «Psi» alles
wissen?
10. Fernsehen, Presse und
Beweise

Krat.

dy P 151

Grenzfragen der Psychologie
Herausgegeben von Gebhard Frei
Band 4

RONALD EDWIN

Uhr ohne Zeiger

Erinnerungen eines Hellsehers

Mit einem Vorwort von Gebhard Frei

VERLAG RÄBER & CIE, LUZERN

Das Original erschien unter dem Titel «Clock without hands» im Verlag Sidywick and Jackson, London. Die Übersetzung besorgte Jakob Vogel.

553

PSAW 76



1988. 2601

(B3092)

Hergestellt in der Buchdruckerei Räder & Cie., Luzern, 1957
Printed in Switzerland

INHALTSVERZEICHNIS

| | |
|--|-----|
| Vorwort | 7 |
| 1. Schon als Kind fiel ich aus der Reihe | 11 |
| 2. Begegnung mit dem Spiritismus | 29 |
| 3. Ich möchte ein normales Leben führen | 47 |
| 4. Ich greife zu Betrug | 63 |
| 5. Wie man Séancen «aufzieht» | 83 |
| 6. Neubeginn in Südafrika | 101 |
| 7. «Psi» ohne Aufputz | 119 |
| 8. Wie arbeitet «Psi»? | 133 |
| 9. Was kann «Psi» alles wissen? | 155 |
| 10. Fernsehen, Presse und Beweise | 167 |

Vorwort

Jede Wissenschaft — auch die Psychologie — hat im Grunde drei schlichte Fragen zu beantworten: Was gibt es auf dem betreffenden Spezialgebiet für Tatsachen? (Empirie). Wie sind diese Tatsachen entsprechend dem jeweiligen Stand des Wissens zu erklären? (Interpretation). Wie ist das Gefundene im Gesamt-rahmen der Weltanschauung zu werten? (Wertung). Den Praktiker wird dann die Frage beschäftigen, wie die wissenschaftlichen Erkenntnisse für das Leben zu verwenden sind. Wissenschaftlich geht es zunächst um die Feststellung, Interpretation und Wertung des Seienden.

Die vorliegende Autobiographie des englischen Hellsehers Edwin ist innerhalb dieser Aufgaben, soweit sie die Psychologie betreffen, ein wertvoller Beitrag, der verdient, in eine Sammlung über die Grenzfragen der Psychologie aufgenommen zu werden, auch wenn man in gewissen Punkten mit dem Autor nicht völlig einig geht.

Jeder unvoreingenommene Leser wird bald spüren, daß er es mit einem Autor zu tun hat, der auf seinem Gebiete viel erlebt, aber auch viel nachgedacht hat. Edwin bietet vor allem einen Beitrag zur ersten Aufgabe der Wissenschaft, der Tatsachenforschung. Als nüchternen Engländer erzählt er unpathetisch, sachlich, mit trockenem Humor, offen auch dann, wenn er im Leben und in der Hellsehpraxis moralisch anfechtbare Wege geht.

Ronald Edwin hat zwar keine höheren Studien gemacht, ist aber nicht nur ein guter Selbstbeobachter, sondern auch ein klarer Denker. Als kritischer Kopf merkt er, daß das, was in ihm und durch ihn geschieht, nicht von jenseitigen Geistern herkommt, sondern aus irgendeiner Tiefenschicht seiner Seele. Er kehrt dem vulgären Spiritismus den Rücken und ist überzeugt,

daß auch wissenschaftlich alles, was in Sitzungen geschieht, mit den Überleistungen der Tiefenseele (anima) erklärt werden kann. Wir haben in Roland Edwin einen Vertreter der rein animistischen These. Der Herausgeber dieser Sammlung teilt diese Auffassung Edwins nicht. Solange die Diskussion zwischen der rein animistischen und der spiritistischen Hypothese, die wenigstens für gewisse Phänomene mit dem Hereinwirken Jenseitiger rechnet, nicht abgeklärt ist, soll man jeden wertvollen Diskussionsbeitrag willkommen heißen.

Die katholische Kirche verwirft nicht die spiritistische Hypothese in der Wissenschaft, wohl aber nach wie vor jede Form spiritistischer Praxis. Das vorliegende Buch stellt — unter anderem — auch eine ungewollte Rechtfertigung des kirchlichen Standpunktes dar. Die kirchlichen Behörden nehmen als Maßstab ihrer Beurteilung nicht irgendwelche edlen Eliten, die es in spiritistischen Kreisen zweifelsohne gibt, sondern den Vulgärspiritismus, wie er gerade in vorliegendem Buche anschaulich zur Darstellung kommt. Wenn man die Schilderungen Edwins liest, kann man den Konfessionen eigentlich nur dankbar sein, daß sie die Menschen von solchen Praktiken abzuhalten suchen.

Wenn man sich die Frage stellt, warum heute eine Reihe Wissenschaftler, die die Praxis der Sitzungen kennen, alles entweder mit Betrug oder mit den Kräften des Unbewußten zu erklären suchen, also auf dem animistischen Standpunkt stehen, so zeigt Edwins Buch die Gründe dafür in anschaulicher und durchdachter Weise.

Trotzdem muß gesagt werden, daß von den Medien fast keines und von den besten Kennern der Parapsychologie nur eine kleinere Zahl auf dem rein animistischen Standpunkt, den Edwin einnimmt, stehen. Die Gründe, warum die Mehrzahl der Forscher, oft nach jahrzehntelangem Sichsträuben, schließlich nicht nur bei Spontanphänomenen, wie Spuk, sondern auch bei Sitzungsphänomenen wenigstens teilweise ein Hereinwirken Jenseitiger annimmt — also die spiritistische Hypothese teilt —, können hier nicht dargelegt werden. Mattiesen brauchte

dazu rund dreizehnhundert Druckseiten: Das persönliche Überleben des Todes (1936/1939). Es ist aber zuzugeben, daß man geneigt wäre, Edwins Standpunkt zu teilen, wenn es nur die Tatsachen gäbe, die Edwin persönlich kennenlernte und von denen er berichtet. Beweiskräftigere Phänomene hat er nicht selber erlebt, und die weitverzweigte Literatur scheint er wenig zu kennen, was er als Praktiker ja auch nicht braucht. Hierin distanzieren wir uns also von ihm.

Was über das empirische Material hinaus aber im vorliegenden Buch ausgezeichnet zur Darstellung kommt, ist jenes zentrale Problem, das in der Deutung der Tatsachen immer mehr in den Mittelpunkt rückt: daß in den Tiefenschichten der Seele und des Kosmos Raum und Zeit keine Rolle spielen. Einstein und die Atomphysiker kommen von ihrem physikalischen und mathematischen Denken her zum gleichen Resultat, C. G. Jung und die Tiefenpsychologen ebenfalls, Hedwig Conrad-Martius in ihrem Buch «Die Zeit» mit manchen Philosophen desgleichen. Das Buch Edwins ist eine plastische Veranschaulichung solcher Erkenntnisse, die von weittragender Bedeutung sind. Es ist auch eine Widerlegung der sogenannten Radiohypothese, die bei Telepathie und Hellsehen mit einem Sender und Empfänger in Analogie zu Radio und Fernsehen rechnet. Wer soll denn «senden», wenn bei der Schau zukünftiger Ereignisse jene vorgeschauten Situation noch gar nicht da ist, sondern erst kommt, also auch nicht «senden» kann? Trotzdem verfällt Edwin nicht in den Fehler, die Freiheit des Menschen deswegen zu leugnen. Das Bild von der «Uhr ohne Zeiger» drückt das Paradoxe der Überzeitlichkeit der Tiefenschichten von Seele und Welt, das unser Denken auf den Kopf stellt, besser aus, als viele Worte es tun könnten. Trotzdem bleibt der Wunsch, daß auch die christlichen Philosophen — mit wenigen oder vielen Worten — jene Erweiterung des Menschenbildes durchdenken, die sich als notwendige Konsequenz auch aus einer so einfachen und nüchternen Selbstbiographie, wie derjenigen Ronald Edwins, ergibt.

Gebhard Frei

Schon als Kind fiel ich aus der Reihe

Ich bin der Mann, der eines Abends Millionen von Engländern in Aufregung brachte. Am andern Morgen war ich eine Berühmtheit.

«Ich hätte nie erwartet, Ihr Bild in allen Zeitungen zu sehen», sagte mir die Wirtin, als sie mich weckte. Ich hatte es auch nicht erwartet.

Als ich in der Sendereihe «Was ist mein Beruf?» (What's My Line) auftrat, brachte ich Gilbert Harding und die andern Mitglieder der Jury regelrecht aus dem Konzept. Sie rasten. Halb England ärgerte sich über meine Behauptung, ich sei ein «Extrasensory Perceptionist» — ein Mann, der Dinge wahrnimmt, die außer dem Bereich der fünf Sinne liegen. Man ärgerte sich auch über mein affektiertes Gehaben vor der Fernsehkamera und über die Selbstsicherheit meiner Antworten.

Was hätten die Leute wohl gedacht, wenn sie die volle Wahrheit über mich gekannt hätten? Hätten sie mir geglaubt, wenn ich ihnen gesagt hätte, daß ich mich nur aus Angst und Lampenfieber so aufspielte? In Wirklichkeit bin ich ein ganz gewöhnlicher Durchschnittsmensch, dem aber eine unerklärliche, geheimnisvolle Kraft mitgegeben wurde. Wären sie weniger aufgebracht gewesen? Vielleicht — vielleicht auch nicht. Gewiß, ich finde ein boshaftes Vergnügen daran, mich in Gesellschaft als *enfant terrible* zu gebärden. Doch das kommt nur davon, daß seit dem Augenblick, als ich mein außersinnliches Talent entdeckte, mein Lebensweg in vielfachen Krümmungen verlief.

Hellsehen ist die Fähigkeit, auf einem ungewöhnlichen Wege

Kenntnis von vergangenen Dingen zu erhalten und Zukünftiges vorauszusehen. Diese Gabe bringt einen oft in Verwirrung: es ist, wie wenn die Zeit plötzlich vorauseilte und dann wieder weit zurückliefe; man glaubt, auf einer Uhr, die keine Zeiger hat, mehrere Zeiten in ein und demselben Augenblick abzulesen. Ich lebe jetzt seit bald vierzig Jahren mit dieser geheimnisvollen Macht zusammen. Durch mich hat sie viele befremdliche und nicht immer ganz geheure Dinge geoffenbart. Ich weiß, wann und wie sie über mich kommt, aber ich verstehe sie nicht. Was sie mir eingibt, reimt sich nicht mit dem, was mich der gesunde Menschenverstand sonst lehrt.

Ich glaube, die mediale Kraft hat sich in meiner Knabenzeit meiner sehr gewöhnlichen irdischen Hülle bemächtigt, weil ich damals ein Wunder dringend nötig hatte. In der Not elender, unglücklicher Jugendjahre erschien sie mir wie eine Zauberfee und richtete das Selbstgefühl, das mir im Umgang mit den Mitmenschen abhanden gekommen war, wieder auf.

Seither hat sie mich manchen wunderlichen Pfad geleitet. Durch sie kam ich mit den unrühmlichen Erscheinungen des Spiritismus in Berührung. Durch sie wurde ich mit dem Reich des Okkulten und sogar mit afrikanischem Zauber bekannt. Sie hat mich bis an den Rand des Wahnsinns getrieben. Auf meiner ganzen Lebensreise habe ich versucht, die Hellsehergabe zu verstehen und mich mit ihr zu vertragen. Die Geschichte dieser Reise will ich hier erzählen. Die Erzählung ist ehrlich, offen und ungeschminkt. Wenn ich da oder dort in Selbstbemitleidung schwelge und dann wieder in eitler Siegesfreude triumphiere, muß man bedenken, daß ich eben ein ganz gewöhnlicher Kleinbürger bin, dem etwas, das er selbst nicht versteht, aufgebürdet ist.

Mein ursprünglicher Name war Ronald Edwin Cockersell. Kürzlich habe ich ihn urkundlich in Ronald Edwin abändern lassen. Diese Namensänderung ist ein Meilenstein in meinem Leben. Mit ihm habe ich Selbstbetrug, Mystifikation und bewußten Trug hinter mir gelassen. Ich glaube, ich kann jetzt end-

lich wie ein normaler Bürger leben. Vielleicht werde ich mit der Zeit sogar etwas über die besondere Natur meiner Begabung herausfinden.

Es ist wirklich eine eigene Gabe, eine geistige — daran läßt sich nicht zweifeln. Je mehr ich oder sonstwer darüber herausfindet, desto besseren Gebrauch wird man von ihr zum Nutzen aller machen können. Man braucht vor der medialen Gabe und Hellseherkraft keine Angst zu haben. Ich bin kein Zauberer, Geisterbeschwörer oder Priester einer Geheimsekte.

Ich bin bestimmt auch nicht das Sprachrohr von Geistern der Abgestorbenen. Das sei gleich am Anfang mit aller Deutlichkeit gesagt. Ich glaube auch nicht, daß Hellseherei ein Beweis für die Unsterblichkeit der Seele ist.

Aber ich eile voraus. Ich muß am Anfang beginnen — *meinem* Anfang.

Ich wurde in Fulham geboren, in der Harwood Road, Haus Nr. 47, in einer dieser endlosen Reihen fahler Londoner Ziegelbauten. Es muß ihrer Tausende und aber Tausende geben. Durch ein zerbrochenes Gitter und eine baufällige Türe tritt man in einen Hausflur, der dunkel ist wie ein durchnäßter alter Wettermantel und vollgestopft mit Kinderwagen.

Unsere Wohnung lag im zweiten Stock und hatte zwei Zimmer. Das eine diente als Schlafrum meiner beiden Brüder, das andere, in dem in einem großen Bett Vater, Mutter und ich schliefen, als Aufenthaltsraum für alle — wo wir uns fröstelnd unter einem flackernden Gaslicht zusammenfanden, aßen und uns stritten. Der Geruch von abgestandenem Kohl hing in den Zimmern und im Treppenhaus.

Meine Brüder hießen Fred und Percy. Percy nannten wir «Bowie» — ich weiß nicht mehr, warum. Ich war zehn Jahre jünger als der jüngere der beiden Brüder und danke mein Dasein wahrscheinlich einem Glas zuviel Bier. Mein Vater trank oft ein Glas zu viel.

In der Blüte der Jahre war er ein flotter Kerl. Sein Großvater war einer der größten Maurermeister in Kent gewesen,

bis ein Industriekrach die Familie ruinierte. Vater war ein fecher Bursche und wie mancher kleingewachsene Mann — er war nur etwa 165 cm groß — bei den Frauen beliebt. Er war auch ein guter Soldat und stieg zum Fourier auf. Vermutlich war es der Alkohol, der ihn seinen Rang kostete. In der Zeit, an die ich mich noch erinnere, begann er alt zu werden.

Vater hatte ein heftiges Temperament. Ausbrüche überschwenglicher Zärtlichkeit konnten, wie es bei Trinkern oft vorkommt, von völliger Gleichgültigkeit abgelöst werden. Ich hatte Angst vor ihm, weil er unstet war, immer nach Bier roch und für meine kurzen Beine viel zu lange Schritte nahm. Aber es waren die Streitszenen mit meiner Mutter, die mir den größten Schrecken einjagten. Alles, woran ich mich aus jener Zeit erinnere, sind Armut, Zank und ein Gefühl quälender Unsicherheit.

Mutter hatte viel Phantasie und redete gerne. Sie war von besserer Art als Vater. Ihr Großvater war Geistlicher in Andover gewesen und wollte von den Herzogen von Beaufort abstammen. Damals merkte ich das noch nicht — aber Mutter muß beinah eine Heilige gewesen sein. Sie war tiefreligiös. Obwohl an harte Arbeit nicht gewöhnt, fand sie sich mit Vaters Trunksucht, seiner Untreue und seiner gelegentlich längeren Abwesenheit ab und arbeitete wie eine Sklavin, um den Haushalt aufrechtzuerhalten. Kein Wunder, daß in meinem Gedächtnis eine ununterbrochene Kette von Geboten und Verboten, lauter «Tue!» und «Tue nicht!», mit ihrem Bild verknüpft sind.

Um das Auskommen zu sichern, arbeitete Mutter als Wäscherin. Sie tat die ihr ungewohnte Arbeit ausgezeichnet. Sie war auch eine tüchtige Näherin. Aber über alles liebte sie es, geistliche Hymnen zu singen. Diese bildeten ihre einzige Flucht aus der elenden Welt, in der wir lebten. Sie glaubte, daß Gott Liebe ist und das Himmelreich denen bereitet, die auf Erden ihr Bestes tun. Und sie *lebte* auch nach diesem Glauben.

Unsere zwei Zimmer waren spärlich möbliert. Lange vor

meiner Geburt war vieles ins Pfandhaus gewandert. Den Boden deckte ein verwaschenes Linoleum mit einem rosafarbigem Muster. Bei der Türe und rund um das Bett war es abgetreten und zerschlissen. Ein Tisch, ein Büfett und ein paar alte Stühle vervollständigten das dürftige Bild meiner Erinnerung. Auch gab es ein altes Grammophon mit einem langen, grünen Trichter und eine schöne Fruchtschale aus geschliffenem Glas. Mutter weigerte sich hartnäckig, die Schale zu verkaufen, obwohl sie einiges Geld wert war, denn sie bildete ihr letztes Erinnerungsstück an die besseren Zeiten vor der Heirat.

Meine frühesten Erinnerungen betreffen das Leben, das sich vor unserem Hause abspielte. Vom Bett aus konnte ich auf die Straße sehen und die Leute beobachten. Ich wunderte mich, daß sie es immer so eilig hatten, und fragte mich, was sie so antrieb. Noch sehe ich einige vor mir. Da waren das dralle Mädchen vom Frauenhilfsdienst und ihr einbeiniger Freund; sie stritten sich jeweils draußen unter der Lampe, wenn er betrunken war. Da gab es den alten Mann mit weißem Stehkragen, der vor den Hunden den Zylinder lüftete. Da war auch die Frau, welche die Asche ihres verstorbenen Mannes in der Handtasche bei sich trug, und der Kohlenmann mit der öligen Mütze und dem erschreckend schwarzen Gesicht, der mir immer zulächelte, wenn er vorbeiging. Und da war «Motor-Bert», der einen eingebildeten Bus den Straßengraben entlang lenkte; er drehte das Steuerrad und hupte auf seiner imaginären Fahrt, zog die Bremsen an und gab Gas.

Meines Erinnerens war ich immer ein zartes und sensibles Kind. Ich war auch ungezogen, denn ich spürte von früher Kindheit an, daß ich unerwünscht gewesen war. Mutter hatte keine Zeit für Zärtlichkeiten, und Vater machte kein Geheimnis daraus, daß meine Geburt nur einem ärgerlichen Versehen zuzuschreiben war. So wurde ich von Kindheit an auf mich selbst zurückgewiesen. Da ich viel jünger war als sie, kümmerten sich auch die Brüder kaum um mich.

Schon in jüngsten Jahren gab ich mich Träumereien hin, die

mich für die traurige Wirklichkeit entschädigten. Einer dieser Tagträume ist mir noch in lebhafter Erinnerung. Vor mir sah ich einen tiefen, dunklen Schacht. Obwohl ich große Ängste ausstand, ließ ich mich hinunterfallen, denn auf seinem Grund fand ich mich in einer warmen, lichten neuen Welt; schattenhafte Wesen bewegten sich da; sie waren sehr freundlich zu mir und plauderten mit mir. Hier fühlte ich mich geborgen. Häufig machte ich mich auf in diese unwirkliche Welt, auf zu einer der Phantasiereisen meines Geistes.

Um diese Zeit kam Vater ins Gefängnis. Später sagte er, noch selten sei jemand, wie er, verhaftet worden, weil er sich «der Musik zugewandt» habe. Er stahl Klaviere! Er arbeitete in der Transportabteilung einer großen Firma. Meines Wissens lieferte er mit zwei Freunden an angebliche Kunden Klaviere, das heißt, er führte sie weg und schlug sie zu billigem Preis irgendwo los.

So kam er für ein halbes Jahr nach Wormwood Scrubs, aber nur Mutter empfand dies als Schande. Vater meinte, er habe etwas Gerissenes vollbracht. Er sagte, die Disziplin dort unten habe ihm gefallen, der Aufenthalt sei ihm gut bekommen. Doch der einzige Unterschied, den ich nach seiner Rückkehr gegenüber früher merkte, war, daß es ihm schwerer fiel, Beschäftigung zu finden, und daß er noch häufiger betrunken nach Hause kam.

Kurz nachdem mein Vater «herauskam», zogen wir in die Hazlebury Road in Fulham. Die Wohnung war etwas größer und bestand aus drei kleinen Zimmern. In einem der Zimmer stand ein großer runder Tisch mit vier Stühlen, für andere Möbel war daneben kein Platz mehr. Ich schlief im Zimmer meiner Eltern in einem eigenen Feldbett. Dieser kostspielige Tribut an mein Alterwerden wurde für mich zu einer Quelle von Ängsten und Verdruß. Das Bett quiekte fürchterlich; jede Nacht drohte Vater, es samt mir aus dem Fenster zu werfen. Auch die Brüder, die im Nebenraum schliefen, drohten, mich am Morgen zu foltern, wenn ich nicht ruhig und still liegen wolle.

Vielleicht war dies der Grund, warum ich zum Nachtwandler

wurde. Schließlich stellte man Stühle vor die Türe und sperrte den Zugang zur Treppe mit einem hohen Holzgitter ab. Doch irgendwie kam es, daß ich trotzdem oft im eiskalten Hausflur aufwachte. Dadurch wuchs in mir das Gefühl heran, daß ich anders sei als andere Menschen — gar nicht zu meinem Vorteil anders.

Das Übel des Nachtwandelns plagte mich mehrere Jahre. Es hörte erst auf, als ich meiner medialen Fähigkeit bewußt wurde. Diese Tatsache scheint mir ein Beweis dafür zu sein, daß sich bei mir die Hellsehergabe als Kompensation entwickelt hat, als ausgleichende Entschädigung, weil ich unglücklich war.

Das schlimmste Übel der neuen Wohnung waren die Wanzen. Mutter, welche unmittelbar nach der Gottergebenheit Reinlichkeit als höchste Tugend ansah, versuchte, der Plage mit allen Mitteln Herr zu werden, aber es gelang ihr nicht.

In mancher Hinsicht hatte mir Hazlebury Road mehr zu bieten als das Geburtshaus. Unter uns lebte eine Familie Dewey. Herr und Frau Dewey waren einander herzlich zugetan und liebten ihre fünf Kinder über alles. Hier fand ich zum ersten und zum letztenmal Spielkameraden. Es war leicht, mit ihnen auszukommen, sie nahmen alles leicht — viel zu leicht. Nur selten gab es Streit. Ein Bollwerk von Liebe und Unerschütterlichkeit schien sie gegen alle Widerwärtigkeiten zu feien.

Obwohl ich in dieser Familie allem begegnete, was mir bei uns abging, und ich im Spiel mit den Kindern meine glücklichsten Augenblicke verlebte, war es kein reines Glück. Ich paßte nicht recht zu ihnen. Wohl fühlte ich mich körperlich als Kind, aber mir war, als wäre mein eigentliches Selbst «außer mir» und schaute mir zu, wenn wir spielten.

Ein weiterer Anziehungspunkt der neuen Wohnung war der Garten. Er hatte kaum mehr als Taschenformat. In zwei kiesigen Blumenbeeten wuchsen kümmerlich ein paar Tabakpflanzen. Aber man konnte hier wenigstens spielen und sich hierher flüchten, wenn im Hause Streit herrschte oder Mutter ihr ewiges Schelten nicht enden wollte. Für die Erwachsenen war der wert-

vollste Gartenschmuck ein Rhabarberstock; an ihm wuchsen zwar nur einige vereinzelt Stengel, die man mit einem alten Eimer vor den Katzen schützte. Der Eimer wurde unser Spielzeug; der Rhabarber gab daher bald seinen Kampf ums Dasein auf. An der Rückwand des Hauses schlang sich ein wilder Weinstock empor; in dieser Öde rußiger Ziegel verschlug einem seine unerwartete natürliche Schönheit fast den Atem. Ich liebte diesen Strauch und konnte sein Grün und dunkles Rot während Stunden betrachten. Aber er war zum Sterben verurteilt. Da Legionen von Ohrwürmern in ihm hausten, schnitt ihn mein Vater an der Wurzel ab. Noch lange klebten ausgedorrte Zweige an der Mauer und raschelten trocken im Wind.

Niemand hat mich die Liebe zu schönen Dingen gelehrt, aber sie hat mich immer besessen. Gerade damals erbe meine Mutter von einem Verwandten von großväterlicher Seite drei reizende Dresdener Porzellanfiguren. Noch heute erinnere ich mich ihrer mit Entzücken. Am liebsten war mir ein Kupido, der seine Pfeile an einem Schleifstein schärfte. Ein gebrochener Flügel tat seiner Schönheit in meinen Augen keinen Abbruch.

Diese Figuren ersetzten mir den Glauben an Elfen und Feen, der in die Brüche gegangen war. Mein Lieblingsspielzeug war eine winzige Bratpfanne aus einer Puppenstube gewesen. Eines Tages füllte ich sie mit Wasser und stellte sie auf den alten Ofen, der das Wohnzimmer oft bis zur Unerträglichkeit erhitzte. Als ich einige Minuten später nach der Pfanne sah, war sie verschwunden. «Schau, Mama!» rief ich, «die Feen haben meinen Topf weggenommen.» «Du dummer Bub», erwiderte sie, «er ist geschmolzen und am Ofen heruntergelaufen.» Die Pfanne war aus Blei gewesen. Mit ihr löste sich ein weiterer Kindestraum in Tränen auf.

Meine Bewunderung für schöne Dinge mag ohne Anstoß von außen mit mir geboren sein, aber für die Wertschätzung feiner Speisen erhielt ich praktische Anleitung. Damals arbeitete mein Vater als Portier in einem großen Hotel. Fast jeden Abend brachte er Fleischgerichte und schmackhafte Zuspeisen nach

Hause, die er vom Koch erhielt. Als er seinen Arbeitsplatz verlor, war Escalope de Veau mein Lieblingsgericht geworden; neben der Suppe am Morgen, Mittag und Abend bildete es eine schmackhafte Abwechslung.

Vater hatte über Eigentumsrechte seine eigenen Ansichten. Noch jahrelang gab es in unserem Haushalt Besteck, auf dem der Name jenes Hotels eingraviert war; Mutter zuckte jedesmal zusammen, wenn sie einen Löffel oder eine Gabel zur Hand nahm.

Inzwischen kam ich zur Schule. Vermutlich war ich in der Schule immer ein besonders übler Junge. Ich war klein und verwildert, mit bleichem Gesicht und großen Augen; Kurzsichtigkeit machte mir damals schon zu schaffen. Ich war ein großer Dummrian und bei den Spielen unbrauchbar. Mit anderen Kindern verstand ich mich nie. Meine vielen Ungezogenheiten suchte ich mit eindrucksvollen Lügen, die ich mit größter Unschuldsmiene vorbrachte, zu verdecken.

Vieles machte mir den Schulbesuch fast unerträglich, nicht zuletzt meine Kleidung. Mutter steckte mich immer in eine billige blaue Jerseyjacke und in giftig grüne kurze Hosen mit vielen Flickern. Ich haßte diese Dinger und haßte die Neckereien, die ich deswegen von den andern Jungen einstecken mußte.

Das einzige, wofür ich in der Schule einen Funken Verständnis zu besitzen schien, war Biblische Geschichte. Sie hat mich immer bezaubert. Schon vor meinem achten Altersjahr konnte ich aus der Bibel zitieren. Ich las sie mit gleicher Begier wie meine Kameraden ihre Comics.

Die gewöhnlichen Knabenbücher ließen mich völlig kalt. Kaum konnte ich lesen, durchstöberte ich den für die Erwachsenen bestimmten Teil der öffentlichen Bibliothek. Was nur von Ferne an Abenteuer, Naturwissenschaft und romantische Geschichten erinnerte, erweckte mein Interesse. Zum Beispiel las ich Geikie Cobbs *Glands of Destiny*. Diese Abhandlung über die endokrinen Drüsen war in einem echt wissenschaftlichen Jargon geschrieben. Aber ich bildete mir ein, alles zu ver-

stehen. Auch Shakespeare machte einen tiefen Eindruck auf mich, insbesondere das Gespräch mit dem Geist im Hamlet. Wenn die Dämmerung kam und es dunkelte, schaute ich oft leise um die Ecken in der Hoffnung, einen Geist zu entdecken.

Meine frühreife Lektüre lieferte mir die Waffen im Wettstreit mit andern Kindern. Ich hatte eine Liste vielsilbiger Wörter auf Lager, mit denen ich mein verschüchtertes Ich aufwartete und die ich den Kameraden entgegenschleuderte. Meine nächste Hilfe kam mir von «Psi» — der medialen Begabung*.

Meines Wissens gab es in meiner Verwandtschaft kein Medium, und niemand interessierte sich für das Okkulte — mit Ausnahme einer Tante, welche aus Spielkarten die Zukunft las. Wie ich später noch ausführen werde, glaube ich, daß in jedem Kind paranormale Fähigkeiten schlummern. Ich selbst entdeckte sie bei mir mit neun Jahren.

Mehrere Monate bevor mir meine mediale Gabe bewußt wurde, hatte ich einen Unfall. Auf dem Schulweg kamen wir an einem Schacht vorbei, in dem Arbeiter die Leitungen reparierten. Wir spielten ein Fangspiel und rannten über das Brett, das die Arbeiter über den Schacht gelegt hatten. Plötzlich glitt ich aus und fiel hinunter. Ich spürte nichts vom Fall, aber mir war, wie wenn mein Geist den Körper verlasse. Ich sah mich selbst am Boden des Schachtes zusammengekrumpelt liegen. Sehr langsam schien der Geist wieder in den Körper zurückzukehren: da lag ich mit zwei gebrochenen Rippen in meinem Bett.

Als ich später ein Medium wurde, habe ich die Dissoziation von Geist und Körper wieder erlebt. Bedeutender für mich war

* Wenn der Autor von seiner paranormalen Fähigkeit spricht, verwendet er in der Regel die Abkürzung *E. S. P.* (Extra-Sensory Perception = außersinnliche Wahrnehmung). Die im Deutschen unverständliche Abkürzung ist in der Übertragung durch bekannte Bezeichnungen, wie Hellsehen, mediale Begabung, parapsychische Fähigkeit, außersinnliche Wahrnehmung usw., und durch die im Englischen jetzt eingebürgerte neue Wortprägung «Psi» ersetzt worden. «Psi» bedeutet die Gesamtheit parapsychischer Fähigkeiten, insbesondere auch das Hellsehen. Vorliegende Selbstbiographie erschien als zweiter Band einer «Psi Library» im Verlag Sidgwick & Jackson in London.

jedoch, daß der Unfall meine Psi-Fähigkeit anscheinend zum Vorschein gebracht hat. Mein Bruder sagte immer, ich sei damals auf den Kopf gefallen und seither «verdreht». Vielleicht hatte er recht. «Psi» hat nach und nach mein ganzes Leben verwandelt.

Ich saß in der Schule und hörte Herrn Pulpher, dem Chemielehrer, nur mit halbem Ohr zu. Noch sehe ich seine Schuhe vor mir. Sie hatten die Farbe von Ochsenblut und knirschten, wenn er im Zimmer auf und ab schritt. Er schrieb eine einfache chemische Formel an die Wandtafel. Eine Fensterscheibe war zerbrochen.

Wie ich mich so meinen Träumereien überließ, wurde ich mir auf einmal eines unerwarteten Gedankens bewußt. Wie eine goldene Blase sprang er auf in meinem Hirn, mit einem leisen Rauschen wie der Meerwind. Urplötzlich wußte ich, daß in der nächsten Stunde eine bestimmte Frage an mich gestellt würde. Ich wußte noch andere Fragen und auch die Antworten darauf. Ich war über diese Wahrnehmung nicht einmal überrascht, sondern fühlte nur eine absolute Gewißheit, daß sich alles so ereignen werde.

Nach ein, zwei Minuten trat mein gewöhnlicher Verstand wieder in Funktion; das sei dumme Einbildung, dachte ich mir, und doch wurde das Gefühl der Gewißheit dadurch nicht erschüttert. Der Gedanke, der sich so unvermittelt unter meine Wachträume mischte, war anders als alles, was ich je erlebt hatte. Er schien aus anderem Stoff zu sein, so wie Seide sich anders anfühlt als Wolle.

In diesem Augenblick fiel ein Lineal mit einem tüchtigen Schlag auf meinen Kopf. Anscheinend hatte ich vor mich hingepfiffen und es auch nicht bemerkt, als Herr Pulpher mit dem Lineal ausholte.

Nach Schluß der Stunde rannte ich mit heimlicher Erregung in das nächste Klassenzimmer. Mein Lieblingsfach, Biblische Geschichte, kam bei einem Herrn Reeks an die Reihe. Als sich das Gescharr der Schuhe gelegt hatte, hob «Reekie» den Blick

über seine Augengläser und sagte: «Ich will euch jetzt einige Fragen zu dem, was wir in der letzten Stunde behandelten, stellen.» Dann fixierte er mich mit durchdringendem Blick. «Cockersell, was geschah mit dem Stab, den Moses bei sich trug, als er vor Pharao stand?» Ganz mechanisch haspelte ich die Antwort herunter. Auch jetzt wunderte ich mich nicht, daß ich schon vor zwanzig Minuten Frage und Antwort gekannt hatte. Fünf volle Minuten folgten sich Fragen und Antworten, genau wie mir mein «Gedanke» es vorausgesagt hatte; auch Jacksons Irrtum wußte ich voraus: er sagte «Joe» statt «Jethro». «Reekies» Glosse dazu entsprach ebenfalls meiner Erwartung.

Da erfaßte mich plötzlich ein panischer Schrecken. War ich übergeschnappt? Indes fühlte ich mich wie sonst; aber mir schien, ich sei von schrecklicher Einsamkeit umgeben. Ganz allein befand ich mich in der Dunkelheit des unendlichen Raumes.

Wie durch einen Vorhang drang die Stimme des Lehrers zu mir. «Ist dir übel, Cockersell?» Das war's eben: eigentlich konnte ich unmöglich gesund sein, aber ich fühlte mich absolut wohl. «Vielleicht gehst du besser ein wenig hinaus», fuhr der Lehrer fort; ich stolperte hinaus. Ich ging im Korridor auf und nieder. Vielleicht war ich wirklich krank. Ich befühlte mir Kopf und Magen, bemerkte aber nichts Ungewöhnliches, fühlte nur einen tiefen Schrecken in mir. Allmählich redete ich mir ein, daß alles nur Einbildung gewesen sei. Jedoch — Ähnliches wiederholte sich.

Vier Tage später hatte ich wieder einen Lichtblitz, diesmal während der Englischstunde. Kurz bevor uns der Lehrer das Thema zu einem Aufsatz gab, wußte ich es. Der Gedanke wäre mir wohl nicht als ungewöhnlich aufgefallen, wenn er nicht vom gleichen Gefühl von Gewißheit und großer innerer Heiterkeit begleitet gewesen wäre. Wiederum packte mich ein Schrecken, aber da mir das erste Mal nichts Gräßliches zugestoßen war, fand ich mich damit ab. Dann aber überzeugte ich mich, daß, was mir zugestoßen war, etwas Einmaliges war. Es zeichnete

mich vor den andern aus und konnte mich für das Gefühl der Minderwertigkeit und Zurücksetzung, für meine schrecklichen Kleider und für alles, was mir verhaßt war und Ängste einjagte, entschädigen. Merkwürdigerweise leuchtete mir noch nicht auf, daß mir dieses Talent besondere Vorteile verschaffen könnte. Ich fühlte immer noch leise Verwirrung und Furcht. Doch hatte mir das Leben jetzt wie Alice im Wunderland etwas Märchenhaftes geschenkt und mir alles erträglicher gemacht. Ich versteckte es in mir und erzählte niemand davon. Dasselbe Erlebnis hatte ich von nun an in der Schule häufig, aber es verhalf mir keineswegs dazu, ein guter Schüler zu werden. Auch heute noch ist mir das Hellsehen in persönlichen Angelegenheiten von sehr geringem Nutzen. Obwohl in der Schule die Antwort häufig vor mir aufblitzte, ehe die Frage gestellt wurde, kam sie mir erst im letzten Augenblick, denn mein Talent steckte erst in den Anfängen. Und dann brachte ich es selten über mich, die Antwort zu sagen, weil ich fürchtete, sie könnte falsch sein. Heute noch bedarf es eines entschlossenen Aktes des Selbstvertrauens, wenn ich mich in einer persönlichen Frage der eigenen Voraussicht anvertrauen soll, da, was mir «Psi» eingibt, oft im direkten Gegensatz zu dem steht, was mir der gesunde Menschenverstand rät.

Um jene Zeit hatte ich noch ein anderes merkwürdiges Erlebnis. Als ich auf meinem Feldbett lag und mich bemühte, mich nicht zu bewegen, sah ich einen grauen Schatten an der Wand. Während eines Augenblicks erkannte ich Gesicht und Gestalt einer Frau Gordon, die nebenan wohnte. Am andern Morgen sagte ich zu Mutter: «Ich habe von Frau Gordon geträumt, ich sah ihr Gesicht.» Es folgte ein vielsagendes Schweigen; meine Eltern begannen miteinander zu flüstern. Nachher erfuhr ich, daß Frau Gordon in dieser Nacht gestorben war. Ich wußte nicht mehr, ob ich geschlafen hatte oder wach gelegen war, auch war mir nicht erklärlich, warum ich Frau Gordon in ihrer Todesstunde gesehen hatte, denn zwischen ihr und uns hatten keine näheren Beziehungen bestanden. Indes ist das ein

Beispiel für die Ankündigung des Todes, von der in einschlägigen Zeitschriften viel die Rede ist.

Der Zwischenfall machte mir keinen großen Eindruck. Bald sollte ich besser verstehen, was der Tod bedeutet. Kurz nach meinem elften Geburtstag starb meine Mutter an chronischem Asthma; sie hatte sich mit meinem Vater eine zu schwere Aufgabe aufgeladen. Sie war erst zweiundvierzig Jahre alt. Schon damals dachte ich mir, der Tod sei für sie als willkommene Erlösung gekommen. Ich dachte mir auch, daß es für uns alle besser sei, daß die ewigen Streitereien ein Ende hätten und sie nun glücklich sei. Da ich darum nicht weinte, sagten alle, ich sei völlig verdorben.

An den Todestag der Mutter erinnere ich mich mit großer Lebhaftigkeit, und manche Einzelheit ist mir im Gedächtnis geblieben. So fand ich es von Tante Jenny sehr befremdlich zu sagen, sie bringe keinen Bissen hinunter, und sich dann hinzusetzen und ein kräftiges Mahl kalten Fleisches zu verschlingen. Auch der Tag des Begräbnisses blieb mir denkwürdig: ich durfte zum erstenmal das Britische Museum besuchen.

Ich hatte nie über meine hellseherische Gabe zu irgend jemand gesprochen, ich fürchtete mich zu sehr. Dann aber trat ein Ereignis ein, das mir zeigte, daß ich damit bei meinen Kameraden Eindruck machen konnte. Es war in der Schule während der Mittagspause. Wir standen beim Schultor und sprachen von Salters Mutter, die seit mehreren Tagen krank war. Plötzlich hatte ich einen Lichtblitz: ich sah eine Leichenprozession die Straße hinuntergehen und wußte sogleich, daß Frau Salter im Leichenwagen lag. Unwillkürlich entschlüpfte es mir, und ich sagte: «Sie wird morgen sterben.» Ich hätte mir die Zunge abbeißen mögen, doch nahm offenbar keiner der Kameraden die Bemerkung ernst. Das ärgerte mich, weil ich wußte, daß ich recht hatte. Am andern Morgen war die Frau tot. Von da an schauten mich meine Kameraden mit andern Augen an: in ihrem Blick lagen Furcht, Abneigung und Respekt. Das brachte mich zuerst außer Fassung und trieb mich noch mehr

in die Einsamkeit. Dann aber machte sich mein heißer Wunsch, «Jemand» zu sein, wieder geltend: ich wollte *alles* sein, was ich, wie ich im Innersten fühlte, nie sein würde, und wollte beachtet werden. Um Ruhm zu ernten, klammerte ich mich an diesen Strohalm. «Ich werd's ihnen zeigen», flüsterte ich mir zu. «Ich werd's ihnen zeigen, daß ich wer anderer bin.»

Daß ich mit «Psi» «jemand» sein könnte und «wer anderer» als meine Kameraden, diese Erkenntnis bildete den Anfang der langen Reise hinunter die gewundenen und oft trügerischen Pfade des Spiritismus. Es war der Anfang eitler Schaustellung und des Verlangens, im Rampenlicht zu stehen. Hätte ich Frau Salters Tod nicht vorausgesagt, hätte ich das Hellsehen vielleicht ganz vergessen und für meine Schwächen eine andere Kompensation gefunden. Vermutlich wäre ich auf die schiefe Bahn geraten — vielleicht wäre ich auch äußerlich der gewöhnliche, bescheidene Durchschnittsmensch geworden, der ich im Grunde bin und sein möchte.

Nach dem Tod meiner Mutter wünschte mein Vater offenbar, nichts mehr mit mir zu tun zu haben. Meine Brüder standen seit einiger Zeit auf eigenen Füßen. Einzig ich war ihm für ein Leben ohne Last und Verantwortung, wie er es sich immer gewünscht hatte, im Wege. An einem Junimorgen sagte er unvermittelt zu mir: «Heute gehst du nicht zur Schule. Warum? Du wirst sehen.» Wir fuhren mit dem Bus zur Shaftesbury Avenue, wo er mich in ein mächtiges Bürogebäude führte. Eine dicke Frau empfing uns. «Hier ist der Junge, von dem ich Ihnen gesprochen habe», sagte Vater, machte kehrt und ging weg. So wurde ich in mein neues Heim eingeführt. Vielleicht lag es an mir, aber dieser kurze Lebensabschnitt ist mir als der unglücklichste in Erinnerung geblieben.

Mit fünf andern nervösen kleinen Jungen wurde ich von der Frau zur Bahn gebracht. In Brookwood stiegen wir neben einem großen Friedhof aus dem Zuge. Ich fragte die Frau, was «Necropolis» — Totenstadt — heiße. «Hat etwas mit Irrenhaus zu tun», sagte sie leichthin und schupste uns in einen Bus.

Das Bisley-Heim für Knaben war damals ein viereckiges Gebäude aus schmutzig roten Ziegeln, dessen Vorhalle im dunklen Schatten einer mächtigen Kiefer lag. Wir kamen in die Obhut einer jener von Berufs wegen stets munteren Matronen, die im Grunde an nichts ernsthaft Anteil nehmen. Ich erhielt eine Nummer — 1571. Man schnitt mir die Haare kurz. Zweien der andern Jungen erging es noch schlimmer. Mit dem Namen verloren sie ihre Haare bis an die Wurzel, denn sie hatten Läuse. Dann entließ man uns in den dicht bevölkerten Gemeinschaftsraum, wo wir uns selber zurechtfinden mochten.

Mehr als alles andere war es die Atmosphäre eisiger Unpersönlichkeit, die mir wie Stahl ins Herz drang. Die Suppe schmeckte nach dürrem Laub, Zimmer und Korridore waren kalt. Noch kälter war es in den Schlafräumen. Die Lehrer standen uns fremd gegenüber, selbst die Strafen verabfolgte man mit kalter Gleichgültigkeit.

Es gab ein eigenes System für gute und schlechte Noten. Niemand sagte einem, wann sie eingetragen wurden, aber sie wurden alle getreulich in ein geheimes Strafregister eingeschrieben. Am Ende des Monats kam der Tag der Abrechnung. Ich hatte lauter schlechte Zensuren. Auch als ich versuchte, mich immer still zu verhalten und gar nichts zu tun, wurde es für mich nicht besser.

Das dünne Flämmchen von Wissen, das vielleicht auch in mir hätte brennen können, erlosch gänzlich. Ich kam in den Rang 4, die Strafkasse, die den ganzen Tag von einem Schulzimmer ins andere rennen mußte. Bald litt ich an Verdauungsschwäche. Heute soll es in jenem Heim viel besser stehen.

Am schlimmsten war es, daß mich auch «Psi», das mir Selbstvertrauen gegeben hatte, völlig verließ. Zur gleichen Zeit wurde ich wieder zum Nachtwandler. In einer frostigen Nacht stieg ich die drei Stockwerke hinunter und erwachte, als ich unter der Kiefer stand. Die andern Jungen wurden auf mich aufmerksam, und ich wurde das Opfer ihrer kleinen Grausamkeiten und unausgesetzten Hänseleien, wie sie an Schulen üblich sind. Ich

hatte mich mit andern Kindern nie gut verstanden. Im Bisley-Heim wurde ich von allen gemieden.

Es gab nur wenige Dinge, die mich für all das ein bißchen entschädigten. Ich konnte etwa im Heizungsraum sitzen, wo es warm war und geheimnisvoll. Auch gab es regelmäßige Vorführungen von Stummfilmen. Diese bestanden vornehmlich in endlosen Fortsetzungen des «Grafen von Monte Cristo», die man in verkehrter Reihenfolge ablaufen ließ. Im Heim lernte ich auch die Freude und den unermeßlichen Trost kennen, den der Anblick des Sternenhimmels gewährt. Ich glaube, ich hatte vorher den Nachthimmel nie bemerkt. Seither ist er mir Freund und Seelenarzt.

Im Bisley-Heim gab es für mich nie einen Ferientag. Als ich etwas mehr als ein Jahr dort gewesen war, muß mein Vater vom tiefen Elend, in das ich versunken war, erfahren haben, denn er ließ mich wieder nach Hause kommen. In der Freude über meine Befreiung schloß ich alsogleich «Percy's Ethel» in mein Herz: das war die Stiefmutter, die ich in der Hazlebury Road vorfand. Sie war sehr lieb, viel jünger als mein Vater und viel zu gut für ihn. Für ein Jahr kam ich in meine frühere Schule zurück. Dann, mit vierzehn, ging's hinaus ins Leben! Ich glaube, meine Freiheit stieg mir in den Kopf. Meine erste Beschäftigung bestand im Verkauf von Haushaltungswaren in einem auf die Straße hinaus offenen Laden. Nach drei Tagen lief ich davon, ohne mich um die siebeneinhalb Schilling zu kümmern, die man mir schuldete. Ich unternahm mancherlei Dinge, wurde nacheinander Ausläufer, Hilfsträger, Ladengehilfe und Liftboy. Nichts hielt lange vor. Manchmal jagte man mich weg, manchmal ging ich von selber.

Am längsten hielt ich es als Liftboy in einem großen Häuserblock mit Mietwohnungen aus. Damals regte sich wieder das mediale Talent mit auffälliger Stärke. Als ich eines Tages eine der Mieterinnen zu ihrem Stockwerk hinauffuhr, sagte ich ihr: «Sie waren eben bei Ihrem Anwalt und haben über Ihr Testament gesprochen.»

Sie war höchst überrascht. «Woher wissen Sie das?» fragte sie. «Ich habe mich dazu erst heute morgen, als ich schon von zu Hause fortgegangen war, entschlossen.»

«Mein geisterhaftes Gefühl sagte mir das», erwiderte ich.

Bald war der Vorfall im ganzen Block bekannt, und die Dienstmädchen kamen, um mich um Rat zu fragen.

Etwas später wurde ich mit dem andern Geschlecht näher bekannt und durch dieses mit dem Spiritismus. Fanny war Witwe, mit einer Tochter, etwas älter als ich. Die Mutter gehörte zu jenen verworrenen, unordentlichen und schwärmerisch veranlagten Leuten, die von einer Gier für das Geheimnisvolle und Sexuelle besessen sind. Sie hatte sich ein Tischchen mit kugelförmigen Füßen erstanden, eines jener kindischen Dinger, die angeblich Meldungen aus dem Jenseits vorbuchstabieren.

Als sie mir eines Tages zeigte, wie sie durch das Tischchen die Verbindung mit ihrem «Schutzgeist» aufnahm, konnte ich ihr mit einigen verblüffenden Aussagen über ihren verstorbenen Gatten antworten. Sie überzeugte sich sogleich, daß ich medial war und von ihrem Gatten eine «Botschaft» erhalten hatte. Der erste Erfolg dieser Entdeckung war, daß sie mich verführte, der nächste, daß sie mich drängte, mich dem Spiritismus zuzuwenden. Auf ihren Ratschlag suchte ich die «Spiritistenkirche» in Fulham auf.

Begegnung mit dem Spiritismus

Seit langem hatte ich das Gefühl, daß ich mich um meine paranormale Fähigkeit kümmern sollte. Wer dieses Talent besitzt, wird unwiderstehlich dazu gedrängt, es jemand zu zeigen.

Fanny behauptete, daß die Geister durch mich redeten und ich ein Medium sei. Mir leuchtete diese Erklärung ein, denn sie war kein größeres Rätsel als die Erlebnisse selbst. Das einzige Verständnis, das man mir bisher erwiesen, äußerte sich in der Bemerkung, ich sei «verdreht» und gehöre in ein Irrenhaus. Ich hatte also die Wahl, zu den Spiritisten zu gehen oder als erklärter Narr angesehen zu werden.

Die parapsychischen Erlebnisse hatten sich ohne mein Zutun eingestellt, und sie waren mir nicht immer durchaus willkommen. Es gab Zeiten, in denen das Gefühl der völligen Absonderung von den Mitmenschen mir fast unerträglich erschien und ich mich davon erlöst wünschte. Doch das war unmöglich, und so blieb mir nur der Spiritismus.

Eines Abends machte ich mich auf den Weg zur Spiritistenkirche in der Lettice Street. Diese sogenannte Kirche war ein staubiger alter Saal unter den buntfarbigen Fenstern einer Fabrik. Hinter dem Haus rollten die Züge der Vorortbahn vorbei.

Die Versammlung begann um acht Uhr abends, ich war zwanzig Minuten zu früh. Über das, was mich erwartete, konnte ich mir keine klaren Vorstellungen machen. Ich hatte das unbestimmte Gefühl, daß es hier von Geistern wimmeln mußte und vielleicht ein tanzender Knochenmann auftreten werde. Da ich nicht recht wußte, wie ein Geist aussah, hatte ich etwas Angst. Ich hatte gehofft, Fanny zu treffen; als ich sie nirgends sah,

wäre ich am liebsten wieder weggegangen. Indes setzte ich mich und schaute mich im Saal um. Da standen zwei Reihen von Holzstühlen mit Strohsitzen. Über einem Tisch aus Tannenholz am andern Ende des Saales hing ein großes Bild; es stellte Jesus Christus dar, der aufwärts in ein mächtiges Strahlenbündel von Licht blickte.

Nach und nach tröpfelten ein paar Leute herein, die sich mit den Worten «Guten Abend, Freund!» begrüßten und auf die knarrenden Stühle setzten. Neben mir ließ sich keuchend eine dicke Frau nieder, die nach einem Desinfektionsmittel roch. Da ging plötzlich das grelle weiße Licht aus, und über dem Tisch leuchtete eine rote Lampe auf. Nach einem kurzen Gebet mußten wir uns die Hände geben. «Das ist's!» dachte ich mir. Mit einem aus Neugier und Furcht gemischten Gefühl erwartete ich die Begegnung mit dem Jenseits.

Auf einmal begann jemand vorne im Saal im Scheine des roten Lichtes in zuckende und sich windende Bewegungen zu fallen und mit hoher Stimme etwas zu rufen. Darauf folgte das reinste Kauderwelsch. Obwohl aufmunternde Rufe zu hören waren, wie «Sei gesegnet, Freund!» und «Willkommen!», blieben die Antworten unverständlich. Daher übernahm eine Spitalschwester die Führung, die ich später als Schwester Stewart näher kennenlernte. Durch sie meldete sich ein anderer «Schutzgeist» mit den Worten: «Ich Klein Sonnenstrahl. Ich sehr erfreut, euch liebe Leute zu sehen.»

Eine dünne, sauer blickende Frau, anscheinend die Leiterin der Versammlung, antwortete hastig mit einer Stimme, die knackte, wie wenn ein Hund alten Zwieback zerbeißt. «Wir haben dich nicht vergessen», rief sie. Es war die Vizepräsidentin der Kirche.

Durch diese Anerkennung aus offiziellem Munde ermuntert, wurde «Klein Sonnenstrahl» gesprächig. Mir war sofort klar, daß die sehr allgemein gehaltene «Botschaft» auf die meisten Leute im Saal passte. Die Zuhörer aber waren entzückt und bezogen sie der Reihe nach auf sich persönlich.

Es folgte noch viel anderer Unsinn, so von einem mürrischen indianischen Schutzgeist, der hin und wieder auch in den Londoner Cockney-Dialekt fiel. Ich war sehr enttäuscht. «Wenn das alles ist, könnte ich mit viel Besserem aufwarten», dachte ich bei mir selber. Die Einfälle, die ich hatte, waren kein Kauderwelsch und auch nicht angebliches «Indianisch», sondern klar und deutlich, und die Leute, denen ich bis jetzt davon gesprochen hatte, waren immer höchst verwundert und betroffen gewesen.

«Wenn *das* Hellsehen ist», sagte ich zur alten Frau, die neben mir saß, «dann kann ich das auch.» Sie schaute mich überrascht und verärgert an. «Ich bin ganz sicher, junger Mann, daß Sie es nicht können», erwiderte sie schnaubend.

In diesem Augenblick mußten sich die Schutzgeister anscheinend erholen, und es herrschte gerade Stille. Ich aber hatte eben eine sehr klare Vision und wandte mich mit folgenden Worten an meine Nachbarin: «Ich sehe einen chinesischen Schal. Er ist schwarz und gelb, mit einem Drachen in der Mitte. Er wurde Ihnen von einem Matrosen geschenkt. Er hieß Thomas. Er war Ihr Jugendfreund und versprach Ihnen, Sie zu heiraten. Aber er ging zur See, und Sie sahen ihn nie wieder.»

Alle wandten sich um, sie hatten ihre Geister völlig vergessen. Das war für sie offenbar etwas Neues! Ich fühlte mich sehr klein und wurde sehr verlegen. Aber die keuchende Frau erblaßte, und rote Flecken erschienen auf ihrer Wange. «Das stimmt, alles stimmt vollkommen», keuchte sie.

Die rauhe Stimme der Vizepräsidentin ließ sich über dem Gemurmel der Leute hören. «Sehr überzeugend, zweifellos», sagte sie. «Wir wollen jetzt mit unserer Sache weiterfahren.»

Doch niemand achtete ihrer Aufforderung. Mehrere riefen zugleich: «Können Sie etwas für mich sagen, Freund?»

«Entweder kommt es oder es kommt nicht», gab ich verschüchtert zu. Jedoch, Visionen kamen! Ich sah einen Chorknaben und hörte den Namen Binkie. Mir schien, er müsse schon tot sein. Einer der Anwesenden erklärte sogleich, das

stimme. Ich weiß nicht mehr, was ich den andern erzählte, doch fiel es offenbar zu ihrer vollkommenen Zufriedenheit aus.

Endlich vermochte die Vizepräsidentin die Aufmerksamkeit der Kongregation wieder zu gewinnen. Vorher hatte mir jemand noch bestätigt: «Das haben Sie sehr gut gemacht. Ich sehe, Sie sind einer von uns.» Der so zu mir sprach, war ein schwerer, fest gebauter Mann mit glattrasiertem Gesicht und einem Schnurrbart. Mit Wohlwollen hatte er mir zugehört. Er war Schmied — ein freundlicher, duldsamer Mann, den ich bald lieb gewann. Er war zuverlässig, verträglich und gab manchmal in seiner ruhigen, bescheidenen Art klare Beweise einwandfreier hellseherischer Fähigkeiten.

Nach diesem Zwischenspiel zeigten die «Schutzgeister» keine Neigung, wieder auf dem Plan zu erscheinen. Man machte Licht und schloß die Versammlung. Die Leute umringten mich und gratulierten mir zu den «Beweisen», was mich nur noch mehr in Verlegenheit brachte. Die Vizepräsidentin aber wies mich gehörig in die Schranken. «Wie alt sind Sie?» fragte sie. Als ich ihr sagte, ich sei siebzehn, schüttelte sie den Kopf und meinte: «Sie sind noch zu jung. Sie müssen Ihre Kräfte in Zügel schlagen. Sie dürfen noch nicht in Hellseherei machen. Warten Sie, bis sie einundzwanzig Jahre alt sind. Inzwischen können Sie an unserem Anfängerkreis teilnehmen.» Der Schmied lächelte mir zu. «Machen Sie sich keine Sorgen», sagte er, «es wird mit Ihnen schon recht herauskommen.»

Als ich nach dieser ersten Berührung mit dem Spiritismus nach Hause ging, war ich ganz durcheinander. Zum erstenmal hatte ich Proben meines Talentes außerhalb des engen Kreises meiner Freunde und Bekannten gegeben, und man hatte mich nicht ausgelacht. Alle hatten mir Anerkennung gezollt und mich ermuntert — mit Ausnahme der Vizepräsidentin, deren Beweggründe leicht durchschaubar waren. Was ich dagegen in der Versammlung gesehen hatte, war weit hinter meinen Erwartungen zurückgeblieben. Auch meiner Unerfahrenheit konnte es nicht entgehen, daß die Äußerungen der meisten

«Schutzgeister» eher lächerlich als eindrucksvoll waren.

Das also waren die Stimmen von Geistern? Waren dann auch meine eigenen, befremdlichen, doch überzeugenden Einfälle und Gesichte Mitteilungen von Abgestorbenen? Alle in dieser «Kirche» hatten dies als selbstverständlich angesehen. Was anders konnten sie auch sein?

Von da an ging ich regelmäßig in die Versammlungen, doch erlaubte man mir nie, mich zu produzieren, wenn ich darum bat, obwohl mein Wunsch auch Befürworter fand. Nur im offenen Zirkel am Dienstagabend durfte ich sagen, was ich wollte, obwohl mich die Vizepräsidentin und andere Vorstandsmitglieder auch dann zum Schweigen verhalten wollten; doch achtete ich ihrer nicht, so daß sie Schritte unternahmen, um mich aus der Kongregation auszuschließen. Indes hatte ich schon zu viele Sympathien gewonnen, als daß sie es gewagt hätten, so weit zu gehen.

Ihr Hauptbedenken gegen mich bestand vermutlich darin, daß meine Äußerungen aus dem Rahmen der üblichen spiritistischen «Offenbarungen» fielen. Wenn ich ein Gesicht hatte, beschrieb ich es ganz realistisch, ohne in das salbaderische Kauderwelsch und das Pidgin-Englisch zu fallen, das bei diesen Sitzungen üblich war und sowohl von indianischen wie altägyptischen «Schutzgeistern» zum besten gegeben wurde. Außerdem beging ich die Sünde der Leichtfertigkeit: ich gab meine Offenbarungen in belustigter Manier und witziger Sprache kund.

Zu dieser Zeit begann ich alles zu lesen, was nur entfernt Hellsehen und Okkultismus berührte — wo immer ich solcher Schriften habhaft werden konnte. Das erste Buch, das mir in die Hand fiel, war eine Abhandlung von Schrenck-Notzing. Es machte mir einen tiefen Eindruck. Des weitern überzeugten mich die Schriften von Camille Flammarion, Oliver Lodge und Conan Doyle, daß an der Sache etwas sein müsse. Es dauerte nicht lange, und meine Gedanken kreisten ständig um Materialisationen, körperliche Erscheinungen von Geistern, Apports,

Hellhören, Hellsehen, Levitationen und das ganze Drum und Dran paranormalen Phänomene. Mich verlangte darnach, etwas Größeres zu tun als das, wozu mir in den offenen Zirkeln Gelegenheit geboten war.

Ich wurde dessen überdrüssig, die nichtssagend verschwommenen «Offenbarungen» des Herrn Wall und der eingeladenen Medien anzuhören. Herr Wall war Wärter in einer Irrenanstalt, aber seine Kundgebungen verrieten nichts von «Verrücktheit», nicht einmal von Phantasie. Er befahl seine «Geister» wie ein Feldwebel herum. «Nummer eins, erscheine!» pflegte er zu rufen. Darauf ließ er, ohne die Stimme stark zu verändern, die bekannten allgemeinen Redensarten von Stapel. Nun folgte Nummer zwei, und so fort. Er wurde sehr böse, wenn sich die Geister nicht an die übliche Reihenfolge hielten.

Die Gelegenheit zu etwas Neuem kam für mich, als Herr Drew, der im Vorraum der Kirche einen Zirkel für Psychometrie leitete, eines Abends nicht erschien. «Laßt Ronnie einen Versuch machen», schlug jemand vor. Der allgemeine Beifall brachte den Einwand des Vorstandes, ich sei noch zu jung, zum Schweigen.

Psychometrie bestand in folgendem: ich mußte einen Gegenstand halten, welcher der Person gehörte oder mit ihr in näherer Beziehung stand, für welche die gewünschte Botschaft bestimmt war — die Botschaft eines «Geistes», wie man hier behauptete, ein «Psi»-Erlebnis, wie ich lieber sagen würde.

Ich hatte das vorher nie getan, aber hatte keine Bedenken, es zu versuchen. Bei spiritistischen Zusammenkünften überkam mich nie der geringste Zweifel, daß ich zu allen erdenklichen okkulten Leistungen fähig sei. «Psi» ist, wie ich mich überzeugt habe, eine psychische Grundfähigkeit. Wer sie besitzt, der kann sie ausbilden und zu übernormaler Stärke entwickeln. Die Überzeugung gab mir das Vertrauen, nie vor Versuchen neuer Art zurückzuschrecken.

Im psychometrischen Zirkel legten vier oder fünf Leute, die Rat wünschten, Gegenstände auf den Tisch und ließen darauf

das Medium hereinkommen. Aus den Gegenständen, die vor mir lagen, griff ich einen Schlüssel heraus, konzentrierte mich und versuchte, eine gescheite Miene aufzusetzen. Die Gesichter kamen sofort. Mir fiel der Name Arnold ein; ich sah einen schönen Garten bei einer ländlichen Bahnstation. Eine feste Frau, die am Ende der Gruppe saß, erklärte die Beschreibung für zutreffend; ihr verstorbener Gatte war Stationsvorstand gewesen. «Geben Sie mir eine Mitteilung von ...» «Ponders End!» rief ich dazwischen. Die Frau war begeistert, ihre Schwester lebte dort. «Kommt diese Mitteilung von Arnold?» fragte sie. Ohne lange nachzudenken, stimmte ich bei: «Ja, von Arnold.»

Das war der Anfang meiner äußerlichen Zustimmung zum spiritistischen Geisterglauben. Ich machte mir damals kaum Gedanken darüber, aber es hat in der Folge meinen paranormalen Erlebnissen eine eigene Färbung gegeben. Die Leute, die bei mir Rat suchten, erwarteten so verzweifelt eine Bestätigung ihres Glaubens, daß die Botschaften von verstorbenen Angehörigen kämen! Ich hatte keine Ahnung, woher mir die Einfälle tatsächlich zuströmten, aber ich wußte damals noch von nichts anderem als von «Geisterstimmen».

Meinem ersten Versuch in Psychometrie war ein voller Erfolg beschieden. Doch der beschränkte Kreis der Spiritistenkirche in Fulham mit ihren Verböten wurde mir allmählich zu eng. Als Prophet erlangte ich in meiner engern Heimat wenig Ehren. Die Gelegenheit zu etwas «Höherem», auf die ich wartete, bot sich bald. Ich war bei einer Versammlung in der Lighthouse-Mission anwesend, die von einer Frau Turner geleitet und in ihrem alten Hause in Wimbledon, einem ehemaligen Wirtshaus, abgehalten wurde. Diese Mission bestand aus Spiritisten, die zu ihrem eigenen Vergnügen und auch einer Frau Mackintosh zuliebe zusammenkamen. Diese Dame nannte einen indischen Schutzgeist ihr eigen, der mit ausgesprochen schottischem Akzent redete. Hier gab es keine Eifersucht. Alle freuten sich, daß jemand mit unbezweifelbarer Hellsehergabe zu ihnen stieß. Man bat mich sogleich, an den Zusammenkünften

am Sonntagabend jeweils teilzunehmen. Also radelte ich wö-
chentlich einmal nach Wimbledon hinunter.

Es dauerte nicht lange, bis mit mir eine Veränderung vor sich
ging. Ich nahm all die Manieren an, die nach der allgemein ver-
breiteten Meinung zu einer richtigen okkulten Vision gehören;
ich begann meine Gesichte zu agieren. Ich schloß die Augen
und fiel, sobald sich die Visionen einstellten, in eine Trance.

Die Veränderung, die allmählich Platz griff, bemerkte ich
selber kaum. Zum Teil ahmte ich einfach Medien nach, die ich
gesehen hatte. Das Auftreten von «Psi» wurde dadurch zuerst
erleichtert und eine bessere Konzentration auf die Gesichte er-
reicht. Heute glaube ich freilich, daß diese Methode die volle
Ausbildung der Fähigkeiten eher verhindert. Jedenfalls hatte
sie bei mir keine guten Folgen. Vielleicht hatte die Vizepräsi-
dentin doch recht gehabt: vielleicht war ich noch zu jung. Viel-
leicht war aber nur mein heißer Wunsch, die wahre Natur von
«Psi» zu verstehen, an allem schuld. Wie dem auch sei — ich
wurde unpäßlich, verlor jede Fähigkeit zur Konzentration und
hatte schließlich einen Nervenzusammenbruch. Ich weiß nicht
mehr, wie lange ich an den Folgen litt und zu den gewöhnlich-
sten alltäglichen Verrichtungen unfähig war. Ich mußte eine Er-
holungspause einschalten.

In den Jahren zwischen Zehn und Zwanzig erholt sich der
Geist sehr bald. Nach kurzem glaubte ich, wieder völlig herge-
stellt zu sein und stürzte mich tiefer und tiefer in den Spiritis-
mus. Heute bin ich überzeugt, daß ich erst viel später ganz ich
selber geworden bin — erst damals, als ich den Spiritismus auf-
gab und mein Talent mit realistischerem, objektiverem Sinn be-
trachtete.

Mein erstes Engagement erhielt ich für den «Lichttempel» in
Stratford. Man bezahlte mir siebeneinhalb Schilling für den
Abend. Allmählich kamen andere Verpflichtungen dazu. Ich
schrieb auch an die Marylebone-Spiritistengesellschaft. Ihr Se-
kretär, Frank Hawken, machte mich mit Frau St. Clair Stobart
bekannt, die erst vor kurzem gestorben ist. Diese alte Dame war

eine bekannte Spiritistin, in ihrer Art sehr liebenswürdig, aber
sehr autoritär. Ihre Lebensgeschichte ist fast unglaublich. Im
ersten Weltkrieg führte sie, auf einem schwarzen Pferd voran-
reitend, den Rückzug einer serbischen Armee an.

Als ich mit ihr zusammentraf, war sie auf der Suche nach
jungen Medien für ihre spiritistische Vereinigung in der Wig-
more Street. Sie war unermüdlich für ihr großes Ziel tätig: nach
ihren eigenen Worten wollte sie die Kirche von England dazu
überreden, «eine unauflöslche Einheit zusammenschweißen
und die Ansprüche des Spiritismus, daß die Geister wiederkom-
men, restlos anzuerkennen».

Sie mochte mich gut, und wir vertrugen uns ausgezeichnet.
Sie war die einzige Spiritistin, die gegen meine Vorliebe für Witz
und Humor und gegen meine unkonventionellen Beschreibun-
gen der Gesichte nichts einzuwenden hatte. Schließlich aber
ging ich in meinen Witzeleien doch zu weit, und sogar Frau
Stobart nahm Anstoß. Nach meiner ersten Séance wurde ich
regelmäßig in ihre Grottrian Hall eingeladen und hatte immer
schöne Erfolge. Einmal hatte ich eine Eingebung, die sich auf
eine anwesende Dame und ihren Bruder bezog. «Er kam auf
tragische Weise ums Leben», erzählte ich. «Tatsächlich bildete
er einen Fall von ‚Missionar à la carte‘.» Es stimmte. Ihr Bruder
war Missionar gewesen und in Afrika von Buschmännern getö-
tet worden. Für diese Geschmacklosigkeit wurde ich mit Recht
getadelt und in der Folge nicht mehr eingeladen. Das war
schade, denn man hatte mir für jede Sitzung eine Guinee be-
zahlt; auch hatte ich an diesen Zusammenkünften besonderes
Gefallen gefunden.

In der Grottrian Hall hatte ich Frau Stella Hughes kennenge-
lernt, die mich bei Dr. Alexander Cannon und Dr. Jenssen ein-
führte. Die beiden Ärzte zogen mich zu mehreren wissenschaft-
lichen Versuchen heran, die mein größtes Interesse fanden. Für
Experimente unter strengster Kontrolle sind bekanntlich nur
wenige Medien zu haben. Ich kann das verstehen, denn man zog
mir beinahe die Seele aus dem Leibe.

Dr. Cannon war zu jener Zeit Chefarzt der Nervenheilanstalt Bexley und betrieb Studien über die Diagnose des Geisteszustandes. Er prüfte meine Hellsicht im Zustand der Hypnose und machte über die Ergebnisse genaue Aufzeichnungen. Er berichtet, daß ich mich einmal anläßlich einer Demonstration mit Mitgliedern der Ärztesgesellschaft in Bournemouth über schwierige Gegenstände unterhalten konnte und eine ganze Anzahl von Mitteilungen zu lesen imstande war, die mir in versiegelten Kuverts übergeben wurden. Desgleichen hatte ich Diagnosen über Geistesranke zu geben, die mir gegenübergestellt wurden. Mit einer Patientin hatte ich einen unerwarteten Erfolg. Sie litt anscheinend an Paranoia und bildete sich ein, als Jungfrau Maria in einer Flugmaschine vom Himmel auf die Erde gesandt worden zu sein. Ich saß dieser Unglücklichen einige Minuten gegenüber, als mir die Ursache ihrer Geistesstörung plötzlich aufleuchtete. Sie hatte eine unglückliche Liebesaffäre mit einem Geistlichen gehabt. Als sie nicht seine Frau werden konnte, bildete sich in ihr die Vorstellung, sie sei die Braut der Kirche. Die Psychiater hatten davon nichts gewußt. Die weitere Behandlung bestätigte die Richtigkeit meiner Meinung und hatte eine teilweise Heilung zu Folge.

In der Anstalt selber war ich nur zweimal. Der Eindruck war erschütternd. Trotz der Kürze der Besuche fühlte ich mich nachher regelrecht krank. Man stellte mit mir verschiedenartige Experimente an. Eines der unangenehmsten, das Dr. Cannon und Dr. Oskar Parkes gemeinsam leiteten, ist mir noch in lebhafter Erinnerung. Sie hatten sich entschlossen, einen zehnjährigen Knaben namens John T. mit der noch wenig erprobten elektrischen Schocktherapie zu behandeln. John war völlig verwirrt und gebärdete sich als ein junger Bär: er kroch auf allen Vieren herum, knurrte und versuchte, jedermann, der ihm in den Weg kam, zu beißen.

Die neue Heilmethode war, wenn ich mich nicht täusche, von Carl Wickland eingeführt worden. John wurde auf einen durch Isolationsmittel geschützten Stuhl gesetzt, während ich ihm

gegenübersitzen, seine Hände halten und mich angestrengt konzentrieren mußte. Mein Stuhl war nicht isoliert. Nun ließ man einen kräftigen elektrischen Strom durch John hindurchgehen. Der Strom fuhr durch mich in die Erde, so daß ich eine höchst unangenehme Erschütterung erlebte. John spürte wahrscheinlich nur wenig, machte aber einen heftigen Schrecken durch. Von diesem Augenblick an war er wieder völlig normal. Soviel mir bekannt ist, sind bei ihm nie mehr Krankheitssymptome aufgetreten; heute ist er ein gesunder, normaler Mann.

Ich war damals dreiundzwanzig Jahre alt. Eine Woche lang fühlte ich mich ganz elend. Obwohl die Teufel aus John ausgetrieben wurden, müssen sie doch nicht in mich gefahren sein, denn ich habe nie den Trieb gespürt, mich wie ein Bär aufzuführen. Es war ein lästiges Experiment, hatte aber für die Therapie seine Bedeutung.

Ich meldete mich auch bei Dr. Nador Fodor, dem Forschungsleiter des nationalen Instituts für psychische Forschung (National Institute for Psychic Investigation). Er hatte in einschlägigen Zeitschriften Annoncen des Inhalts ergehen lassen, daß er Medien suche, die bereit wären, sich wissenschaftlichen Experimenten zu unterziehen. Er nahm mich mit Freude auf. Nach einigen Vorversuchen hatte ich unter sehr verschiedenartigen Bedingungen meine Fähigkeit zum Hellsehen auszuprobieren. So wurde ich unter den Einfluß von Stickstoffoxydul gebracht — jenem Gas, das auch bei Zahnoperationen Verwendung findet. Dabei machte ich eine interessante Erfahrung. Obwohl ich bei verschiedenen Personen ganz gute Ergebnisse hatte, bezogen sich meine Gesichte fast ausschließlich auf die Vergangenheit. Unter normalen Bedingungen aber betreffen etwa ein Viertel meiner Visionen die Zukunft, während dieses Gas jede Voraussicht in die Zukunft, von einem gelegentlichen Lichtblitz abgesehen, zu unterbinden schien. Ich erkläre mir das folgendermaßen: die Zukunft ist schwieriger zu erschauen und verlangt wahrscheinlich die Mitwirkung jenes Restes bewußter oder halb-bewußter Kontrolle, die ich unter normalen Umständen

auszuüben imstande bin. Da ich durch das Gas in Bewußtlosigkeit fiel und die Arbeitsweise von «Psi» nicht kontrollieren konnte, ist wohl jede Voraussicht in die Zukunft verunmöglicht worden.

Die Versuche mit Benzodrin hatten einen ganz anderen Effekt. Es regte mich mächtig an und ließ mich alle Hemmungen vergessen. Da ich unter der Wirkung dieser enthemmenden Droge immer ausgezeichnete Erfolge hatte, ergibt sich die Schlußfolgerung, daß sich beim Hellsehen im gewöhnlichen Zustand persönliche Momente einmischen. Im übrigen wird nach meiner Überzeugung jenes Medium die besten Resultate erzielen, das völlig gesund und normal ist und jede Spur von Neurose überwunden hat. Leider hatte die Einnahme von Benzodrin eine Nierenentzündung zur Folge, so daß ich die Versuche nicht fortsetzen konnte.

Bei den Experimenten mit Stickstoffoxydul fiel ich, wie gesagt, in Bewußtlosigkeit. Eine Stenographin notierte alles, was gesprochen wurde. Meine Äußerungen wurden außerdem auf einem Diktaphon aufgenommen. Bei einer dieser Sitzungen muß ich einer Frau Worthington eine genaue Beschreibung ihres Hauses im tiefen Süden der Vereinigten Staaten gegeben haben; es hatte eine Halle mit weißen Säulen. Ich brachte auch verschiedene intimere Familienangelegenheiten zur Sprache.

Wohl das interessanteste Erlebnis stellte sich ebenfalls bei einem Versuch mit Stickstoffoxydul ein. Der Anästhetiker war mit einer uns allen unbekanntem Frau Buller erschienen. Unter dem Einfluß des Gases sprach ich sogleich von ihr. Ich erklärte, daß sie einen kleinen Bruder namens Peter gehabt hatte, der an Meningitis gestorben sei. Auch einen Hund mit dem Namen Peter habe sie besessen, der im Garten begraben wurde. All das war richtig.

Darauf teilte ich mit, daß sie wegen eines Ölbildes Unterredungen gehabt habe. Es sei sehr wertvoll, aber sie müsse noch etwas warten, bis die richtige Person komme, mit der sie darüber verhandeln könne. Frau Buller war begeistert, denn sie besaß ein

Ölgemälde, das, wie sie hoffte, vielleicht einen respektablen Wert repräsentierte. Ich gab noch eine zutreffende Beschreibung des Gemäldes und fügte bei, daß unter der heutigen Malerei etwas Wichtiges verborgen sei.

Später machte man mit dem Gemälde einige Stichproben, fand aber nichts unter der Oberschicht. Offenbar war ich fehlgegangen. Daher nahm Dr. Fodor mit Frau Buller nochmals Rücksprache. Ich zitiere im folgenden seinen im *Journal of the American Society for Psychological Research* erschienenen Bericht darüber:

«Drei Wahrsager hatten zu verschiedenen Malen über ein Ölgemälde zu ihrer Mutter und ihrer Schwester gesprochen. Es sei wertvoll, da sich unter der Oberschicht eine andere Malerei befinde...

Dieser Fall illustriert ausgezeichnet die Tatsache, wie mehrere Medien nacheinander auf eine falsche Fährte gebracht werden können. Nach meiner Überzeugung hatte die Mutter von Frau Buller eine etwas lebhaftere Phantasie; im geheimen wünschte sie, das Gemälde des Unbekannten möchte ein wertvolles Kunstwerk sein... Diese rein affektiv bedingte Wunschvorstellung beeinflusste den ersten Hellseher, der sie telepathisch erkannte und als Tatsache bezüglich des Objektes selber auslegte. Zuzufolge dieser Aussage wurde der bloße Wunsch der Mutter zu einer festen Erwartung. Die Hellseher, die später mit ihr in Berührung kamen, mußten über den lebhaften Affekt stolpern. Die Geschichte muß auch in Frau Bullers Unbewußtem einen starken Eindruck hinterlassen haben, so daß Herr Cockersell ebenfalls einer falschen Spur folgte.»

Für Dr. Fodor gelangen mir mehrere gute Skotographien. Skotographie nennen wir eine in einem lichtundurchlässigen Kuvert versiegelte photographische Platte, die von der Versuchsperson einige Zeit auf sich getragen wird. Unter normalen Umständen zeigt eine solche Platte, wenn man sie herausnimmt und entwickelt, selbstverständlich gar keine Spuren eines Bildes. Medial veranlagte Personen können aber auf den Zustand der

Platte einen Einfluß ausüben. Man hat dafür bis heute keine befriedigende Erklärung gefunden. Mehrere Platten, die ich bei mir getragen hatte, waren mit Sternen bedeckt, die vermutlich durch Ausstrahlungen, die von mir ausgingen, gebildet wurden.

Hier möchte ich noch zwei frühere Erlebnisse erwähnen, denn sie stützen die Ansicht, daß die mediale Veranlagung Dinge bewirken kann, von denen das Medium selber keine Ahnung hat.

Von einem Mitglied der Victoria Psychic Research Society in London wurde ich zu hellseherischen Demonstrationen bei einem Herrn H. C. Taylor in Hounslow eingeladen. Ich konnte Herrn Taylor eine genaue Beschreibung seines Vaters geben und Ereignisse erzählen, die sich auf dessen Leben in Indien bezogen. Plötzlich sprach ich Dinge aus, die sich wie eine fremde Sprache anhörten, die mir aber ganz unbekannt war. Herr Taylor erkannte sie als Hindustani; sein Vater hatte es fließend gesprochen.

In der gleichen Sitzung konnte ich einem Japaner einige Worte und Namen in seiner Muttersprache hersagen, obwohl ich nicht die geringste Kenntnis von Japanisch habe. Bei späteren Anlässen habe ich auch schwierige afrikanische, skandinavische und ungarische Worte sowie solche in anderen mir unbekannt Sprachen geäußert.

Namen und Worte «sehe» ich in der Regel wie geschrieben vor mir, oder ich «höre» sie. Die Worte in Hindustani kamen dagegen unwillkürlich, ohne daß ich eine bewußte Phase einschaltete, über meine Lippen. Auf die Phase der «bewußten Deutung» werde ich später ausführlicher zurückkommen.

Im Sommer 1935 nahm ich an einem Propagandafeldzug teil, durch den in den Landbezirken für den Spiritismus geworben werden sollte. Das war wohl der letzte Versuch, den Frau St. Clair Stobart und ihre Anhänger zur Gewinnung der Kirche Englands für den Spiritismus unternahmen. Unsere Karawane bestand auf ihrer Reise durch die Grafschaft Bedford aus Frau Stobart, dem ehrw. Maurice Elliot, Vikar an der Peterskirche in Cricklewood, und mir. Ich war nur als Lückenbüßer dazu gekommen, denn

ursprünglich sollte die Hellseherin Estelle Roberts mitmachen, die jedoch im letzten Augenblick absagte. Vielleicht dachte sie sich, diese Rundreise werde wenig Erfolge, aber um so mehr Strapazen mit sich bringen. Für ein neues Experiment bin ich jedoch immer zu haben, und das Unternehmen bereitete mir großes Vergnügen.

Die gesamte Presse wurde auf den «Feldzug» aufmerksam, man begrüßte Frau Stobart als moderne Nachfolgerin von John Wesley*. Die ganze Rundreise dauerte nur eine Woche; der ursprüngliche Plan, später Reisen durch ganz England zu machen, kam nie zur Ausführung. Die Gründe dafür kenne ich nicht; sie sind mir um so undurchsichtiger, als sich der erste Versuch zu einem großen Erfolg gestaltete.

Voran fuhr Frau Stobarts Rolls-Royce, in seinem Schlepptau folgten die übrigen Wagen. Ich saß neben dem Chauffeur des Rolls, die alte Dame allein und schweigsam im geräumigen Abteil hinter uns. Mit ihren fliegenden grauen Haaren, dem großen, runden, in eine Spitze auslaufenden Hut und dem Stock, den sie breitspurig zwischen die Beine gestemmt hielt, glich sie getreulichst dem Bild, das sich Kinder von einer richtigen Hexe machen.

Die erste Versammlung fand in einem überfüllten Saal in Bedford statt. Die Ansprachen von Frau Stobart und Herrn Elliot wurden mit Wohlwollen aufgenommen. Man vertrat die These, daß das Urchristentum nicht viel anderes als der Spiritismus gewesen sei — bis die schlechte Übersetzung und Interpretation der Bibel die Botschaft von der Verbindung mit den Geistern verfälschte. Selbst als Herr Elliot die Hexe von Endor** reinzuwaschen versuchte, erhob sich kein Widerspruch. Endor, so behauptete er, habe in Tat und Wahrheit nichts anderes bedeutet als «grenzenlose Geistesmacht», wie sie sowohl der

* John Wesley, 1703—1797, Begründer des «Methodismus», der Erweckungsbewegung.

** A. T. 1 Kön. 28, 7 ff. Die Hexe von Endor zitierte für König Saul den Geist Samuels.

menschlichen Seele wie dem Christentum innewohnten. Wie es vor einem großen, teilnehmenden Publikum immer der Fall ist, zeigte sich meine Hellsehergabe im besten Lichte. Ich konnte vielen den Namen und Vornamen sagen und Mitteilungen von «geistigen Freunden» machen.

Von Bedford ging es nach Loddington, einem Dorf in der Nähe von Kettering. Man versammelte sich im Lesesaal der Dorfschule. Da die Bewohner zum erstenmal mit Spiritismus in Berührung kamen, erregte die Vorführung eine regelrechte Sensation; auch der Ortsgeistliche erschien. Wenn ich mich an die weitaufgerissenen Augen erinnere, die zu mir heraufstarrten, kann ich mir vorstellen, daß man im Dorfe heute noch von diesem Ereignis erzählt.

Zuletzt besuchten wir Caldecote, ein Dorf unweit von Schloß Rockingham, das Lady Culme Seymour, eine Freundin von Frau Stobart, bewohnte. Die Lady, die schon die Versammlung in Loddington besucht hatte, lud uns zum Tee aufs Schloß ein, wobei wir auch durch die Anwesenheit von Lady Carmicheal, einer Tante der Herzogin von Gloucester, beehrt wurden. Man gab mir ein verstaubtes altes Pergamentblatt in die Hand, über das ich Aussagen machen sollte. Ich erkannte in ihm einen Brief eines Vorfahren der Lady, der unter der Herrschaft Jakobs II. gelebt hatte und von etwas schrieb, das unter Königin Elisabeth seinen Besitzer gewechselt hatte. Ich konnte auch Aussehen und Kleidung des Verfassers beschreiben. All das war kurz vorher genau so von einem Historiker festgestellt worden, der das Dokument untersucht und darüber ein Gutachten abgefaßt hatte.

Lange vor Beginn der abendlichen Versammlung in Caldecote war der Platz vor dem Lokal mit Wagen überfüllt — mit Rolls-Royce, Daimlers und Bentleys, denn wer Namen und Rang in der Gegend hatte, wollte mit von der Partie sein. Das war meine erste Begegnung mit einem Publikum, in dem die Oberschicht zahlreich vertreten war. Ich entdeckte, daß sie ein erstklassiges Auditorium bildet. Mit der Zeit habe ich die Erfahrung gemacht, daß es die Mitglieder der vornehmen, begüterten und

reichen Klassen sind, die Wahrsagern, Hellsehern und jedem neuen Propheten das tägliche Brot bringen. Sie nehmen weit mehr als der Mann von der Straße mit blindem Glauben hin und trinken wie ein Verdurstender frisches Wasser alles hinein, was mit seelischen und okkulten Dingen zu tun hat. So endete diese Rundreise mit einer Stunde guter Demonstrationen von meiner Seite, und jedermann war entzückt.

Die Spiritisten versäumten eine einmalige Gelegenheit, als sie dem von Frau Stobart gegebenen Beispiel keine Folge leisteten. In England sind auf dem Lande «Hexen» und «Hexenbeschwörer» noch in lebhafter Erinnerung; der Landadel ist begierig nach allem Neuen und Geheimnisvollen; das Land wartet nur auf einen «Missionsfeldzug» von der Art, wie wir ihn unternahmen, um sich in hellen Scharen zu «bekehren».

Was die Aussöhnung zwischen Kirche und Spiritismus betrifft, so mag ich es Frau Stobart gönnen, daß sie ein gewisses Anzeichen dafür noch erleben durfte — ich möchte z. B. erwähnen, daß eine bischöfliche Kommission eingesetzt wurde, die sich mit dem Gesundbeten und ähnlichen Erscheinungen zu befassen hat. So durften ihr die vielen Bemühungen nicht als ganz fruchtlos erscheinen.

Ich möchte ein normales Leben führen

Das Leben eines sensibel veranlagten Menschen oder gar eines Mediums kann nie ganz glücklich sein; es ist ihm nicht leicht gemacht, denn dem Versuch, sich der Gemeinschaft einzuordnen und mit ihr auf gutem Fuße zu stehen, stemmen sich die größten Hindernisse entgegen. Wenn der Sensible seinen Lebensunterhalt verdienen muß, Jugendjahre und Erziehung ihn aber darauf nicht hinreichend vorbereitet haben, wenn er außerdem wahrheitsliebend ist und sich nicht in Kompromisse einlassen will, dann hat er auf seiner Lebensreise harte Schläge zu erwarten. Ich habe Augenblicke freudiger Erregung, ja ausnahmsweise solche höchsten Entzückens erlebt, aber Zeiten ruhigen Glückes waren sehr selten. Ein solches war mir *einmal* während mehrerer Monate beschieden; damit ist das Seltenste in meinem Leben verknüpft: die Geschichte einer Liebe.

Das Liebesleben eines Mediums ist vielen Gefahren ausgesetzt und wird selten den gewöhnlichen Weg gehen können. Ich kenne einen Hellseher, der für jede Frau, die seinen Sitzungen beiwohnt, eine Gefahr bedeutet, während sich sonst die meisten Medien bis zur völligen Unterdrückung des Sexualtriebes sublimiert haben. Es gibt auch in meinem Leben lange Perioden, in denen mir das gelang. Es ist, wie wenn die Lebenstribe in eine andere Richtung gelenkt würden — so wie man den natürlichen Lauf eines Flusses ändern kann. Der Strom der Vitalität folgt den unerforschlichen Spuren einer geheimnisvollen seelischen Welt. Aller Lebens- und Schaffensdrang ergießt sich in diesen aufregenden Strudel, und im brausenden Tosen dieser wilden Wasser taucht das Bedürfnis nach einem normalen Liebesleben

unter. Außerdem war ich gegenüber Frauen immer schüchtern und hatte geradezu körperliche Scheu vor ihnen. Je mehr sich mein besonderes Talent entwickelte, um so mehr schien das Geschlechtliche sein Interesse zu verlieren. Bezeichnenderweise ging meine Hellsicht zurück, wenn ich mich in normaler körperlicher Verfassung befand. Während der Monate meiner Liebesgeschichte, welche zu den allerglücklichsten meines ganzen Lebens gehören, verlor ich alle mediale Fähigkeit.

Der Leser wird sich fragen, weshalb ich das Unglücklichsein und die Ungewißheit vorzog und in die unvollkommene Welt der psychischen Phänomene zurückkehrte. Der Grund liegt darin, daß mich die paranormale Anlage zur Rückkehr einfach gezwungen hat, daß ein medial veranlagter Mensch seinen Lebenssinn nur in der Betätigung seiner Gabe erfüllen kann. Ich wurde von einem innern Drang getrieben, der viel stärker war als ich selber.

Im Oktober 1938 war ich vielleicht auf einem Gipfel meiner psychischen Leistungsfähigkeit. Doch für einige Monate fiel ich von dieser Höhe mit ihren Aufregungen und ihrem Zölibat hinter in die mehr oder weniger gesunde Ruhe eines animalischen Lebens. Diesen Ausflug in ein «normales Leben» verdanke ich indirekt meiner Verbindung mit der Spiritistenkongregation in Bromley, in der ich fast regelmäßig auftrat.

Dieser Kongregation gehörte auch Teddy Hardwick an, ein wohlhabender Grundbesitzer um die Fünzig, der kurz zuvor seine heißgeliebte Tochter verloren hatte. Ich hatte gute Gesichte für ihn, konnte aber merkwürdigerweise nie etwas auf seine Tochter Bezügliches sehen oder hören, mit der er in erster Linie in Kontakt zu kommen wünschte. Nicht lange, nachdem wir uns kennengelernt hatten, entschloß er sich, auf die Insel Guernsey umzusiedeln. Ich machte ihn darauf aufmerksam, daß er, falls er das Vorhaben ausführe, empfindliche Verluste erleiden werde. Die Voraussage hat sich später erfüllt, denn als die Deutschen die Kanalinseln besetzten, konnte er nur das nackte Leben retten. Kurz nachdem er sich auf Guernsey nieder-

gelassen hatte, lud er mich zu einer öffentlichen Vorführung ein. Er übernahm alle Unkosten. Die Veranstaltung verzeichnete einen großen Erfolg, und ich verdiente zwanzig Pfund.

Die Versammlung hatte mich so sehr befriedigt und Landschaft und Klima der Kanalinseln hatten mir so ausgezeichnet gefallen, daß ich knapp ein Jahr später eine Vorführung auf eigenes Risiko veranstaltete. Damit erregte ich allerdings den höchsten Unwillen Teddys, denn er wollte immer alles selber organisieren. Die Versammlung war ebenso erfolgreich wie die erste und erregte einen regelrechten Auflauf. Ich fühlte mich nachher etwas erschöpft. Da jetzt, im Hochsommer, als ich im Sande und in der kühlen Bise am Meer in der Sonne lag, die Straßen von London wenig Verlockendes für mich hatten, fragte ich mich, wozu ich in die Stadt zurückkehren sollte. Ich hatte augenblicklich genug Geld in der Tasche, nichts Dringendes wartete auf mich. Also beschloß ich ohne langes Besinnen, dazubleiben und mich auf den Kanalinseln umzusehen, bis mir das Geld ausginge.

Es fällt mir oft schwer, nicht an das Walten eines Schicksals zu glauben. Eine zufällige Begegnung, ein paar beiläufig ausgetauschte belanglose Worte, und schon entwickelt sich daraus, anscheinend ohne geringstes eigenes Zutun, eine Kette ganz neuer, unerwarteter Folgen. Ich ging auf einer dieser Inseln dem Meeresufer entlang. Die leicht gekräuselte See glitzerte im Sonnenschein. Auf einem Felsblock strich ein junger Mann den Boden eines Bootes rot an. Sein Aussehen zog mich an, gleichzeitig hatte ich den festen Eindruck, daß ich mit ihm sprechen müsse. Er hieß Tom, hatte ein langes, nachdenkliches Gesicht wie ein mittelalterlicher Heiliger, mit einem Blick, der in die Ferne zu schauen gewohnt war. Er war zwar kein Heiliger, aber ein durch und durch anständiger Mensch.

«Eine langweilige Arbeit!» bemerkte ich. Er stimmte halbwegs bei, und wir kamen ins Gespräch. Nach kurzem sprachen wir schon über Telepathie. Ich sagte ihm, wer ich sei.

«Dann würde meine Mutter sich freuen, Sie kennenzulernen»,

erklärte Tom. «Sie interessiert sich für diese Dinge. Kommen Sie doch mit mir zum Tee.»

Wir wanderten zusammen das Ufer hinauf, über Sand, durch braunes Gebüsch und über Gestein, zum hintern Gartentor hinein und durch ein Meer von Blumen hinüber zum weißen Haus. Helen stand in einem grünen Sommerkleid vor einem der französischen Fenster. Sie war dick, klein und hatte dunkle Haare. Sie war hübsch gekleidet und hatte anziehende Gesichtszüge. Was mich aber zu ihr hinzog, war ihre Vitalität und die Art, wie sie sich gab. Wir gingen zum Tee hinein und sprachen vom Wetter und Seefahren, von Hellsehen und Telepathie, von ihrem früheren Leben und ihrem Gatten. Er war seit zwei Jahren tot. Man sah, daß sie sich einsam fühlte und daß in ihrem Leben eine Leere bestand. Ich spürte etwas Unausgesprochenes, noch kaum Gedachtes zwischen uns. Ich fühlte mich zu Hause. Als mich beide einluden, hier zu bleiben, nahm ich sofort an und ging meine Sachen holen. Es war eine Vollmondnacht voll milder Luft und warmem Duft. Tom war früh schlafen gegangen. Wir sprachen kein Wort, als wir zum Zimmer hinübergingen, in dem ich schlafen sollte. Mit einer kaum bemerkbaren Geste löste Helen ein wenig ihr Hauskleid, und wir hatten uns gefunden. Es war, wie wenn all der Sonnenschein, die herrlichen Blumen und die Klippen in mir lebten. Das Elend, die Angst, die Spannung und Unrast meines bisherigen Lebens fielen von mir ab. Mein früheres Ich versank im ruhigen, warmen Meer.

Wir mußten vorsichtig sein, doch waren Tom und seine Frau, die wenige Tage später nach Hause kam, häufig abwesend. Wir hatten wenig anderes zu tun, als uns zu lieben, in der Sonne zu liegen und den Möwen zuzuschauen, die von den Klippen auflogen und über die lässig schäumende Brandung hinwegschwärmten. Im Garten wuchsen sechs Fuß hohe Lupinen. Es gab warme Mondnächte, Fahrten rund um die Inseln und herrliche Tage am Meeresstrand, wo wir Toms Boot neu strichen.

Im Leben eines Menschen muß es eine derartige Erinnerung geben. Ein solches Erlebnis ist wohl nötig, um Seele und Geist

voll aufzuwecken. Ich glaube nicht, daß wir jene tiefe Liebe füreinander fühlten, die für das Leben ist. Aber wir fühlten uns zueinander hingezogen und schenkten uns etwas, was wir nötig hatten. So gab mir Helen die Erinnerung an jene allereinzige wundersame Oase in meinem Leben, die mich für vieles in der Folge entschädigte. Noch heute, viele Jahre später, labt sie mich, wenn ich abgespannt und in Schwierigkeiten bin.

«Psi» hatte mich völlig verlassen, ich trauerte ihm nicht nach. Es kam unter dramatischen Umständen wieder und hat mir vielleicht das Leben gerettet. Auf Anregung Toms unternahmen wir eine Bootfahrt nach Portsmouth. Er wollte Möbel kaufen.

Wir hatten die halbe Strecke hinter uns gebracht; die Nacht war angebrochen, als sich ein dichter Nebel auf das bewegte Meer niederließ. Doch beunruhigte das Tom keineswegs, denn er war ein erfahrener Schiffer und hatte den Kurs vor dem Einbruch des Nebels auf zwei Leuchttürme hin genommen. «Wir schießen weiter. Es dauert wahrscheinlich nicht lange, und der Nebel verzieht sich», meinte er.

Plötzlich durchfuhr mich ein Lichtblitz — zum erstenmal seit Monaten. «Wir müssen anhalten», sagte ich mit großer Entschiedenheit, «unmittelbar vor uns droht eine Gefahr.»

Das machte Tom Eindruck. Widerspruchslos anerkannte er meine Hellsicht und wendete das Boot. Beim Morgengrauen lüftete sich der Nebel. Da sahen wir direkt vor uns die Needles*, zackig wie eine Säge, und dahinter die hohen Klippen der Insel Wight.

Mein Idyll dauerte beinahe acht Monate. Als die Zeit bald um war, merkte ich, daß es dem Ende zuging. «Psi» meldete sich wieder und machte mich innerlich unruhig. Ein unwiderstehlicher Zwang drängte mich dazu, die behagliche Oase von Frieden und Glück zu verlassen, denn meine psychischen Kräfte lagen brach.

Ich stürzte wieder hinein in den früheren Trubel, in das dunkle

* «Die Nadeln.» Eine Gruppe von Klippen.

mediale Reich. Meine Fähigkeiten hatten durch die lange Rast noch an Kraft gewonnen. Gerüchte vom baldigen Ausbruch eines Krieges gingen um. — In spiritistischen Kreisen wurden Wahrscheinlichkeit und Unwahrscheinlichkeit lebhaft diskutiert. Hellseher und Medien erklärten fast ausnahmslos, daß es keinen Krieg geben werde. Ein berühmtes Medium erhielt von seinem Schutzgeist die ausdrückliche Zusicherung, daß kein Krieg ausbrechen werde.

Niemand nahm Notiz von mir, als ich den Ausbruch des Krieges voraussagte. Ich tat dies an mehreren Orten, unter anderem an einer Versammlung in Cambridge. Einmal sah ich ganz deutlich eine Bombe in der Nähe des Big Ben auf das Parlamentsgebäude niederfallen. Bekanntlich ist dies später eingetroffen. Ich war mir bewußt, daß es eine große Kühnheit bedeutete, berühmten «Schutzgeistern» und Medien zu widersprechen. Jedoch war ich von der Richtigkeit meiner Gesichte felsenfest überzeugt, wie ich es bei deutlichen Visionen immer gewesen bin. Bei anderer Gelegenheit sah ich Armeen im Felde und das Aufblitzen rötlichen Geschützfeuers. Ein riesiges schwarzes Hakenkreuz erschien in der Höhe, hing einige Zeit in der Luft und sank dann zur Erde, während eine weiße Wolke es allmählich einhüllte. Die Vision überzeugte mich von der schließlichen Niederlage Hitlers.

Das Datum des Kriegsausbruchs konnte ich nicht voraussagen. Doch kurz vorher hatte ich einen Vertrag zur Mitwirkung in den «Vier Federn» (The Four Feathers) unterzeichnet, die von Peter Creswell für das Radio bearbeitet worden waren. Als wir eines Tages bei der Besprechung des Hörspiels beisammen saßen, durchblitzte mich die Erkenntnis, daß es nie zur Ausführung kommen werde. Es hätte am 3. September 1939 gesendet werden sollen.

Für mich bedeutete es eine arge Enttäuschung, daß die Möglichkeit der Arbeit für BBC ins Wasser fiel. Ich kam häufig dazu, mich als Hellseher zu betätigen, aber zum ordentlichen Lebensunterhalt reichte alles nicht aus. Um leben zu können, half ich

bei Frau Smith und ihrem Sohn, zwei alten Freunden, die ich von der Fulham-Spiritistenkongregation her kannte, in der Gemüsehandlung mit.

Der Krieg berührte mich innerlich nur wenig, denn er schien mir eine wahnwitzige Dummheit. Als Soldat wäre ich eher unseren eigenen Leuten ein Hindernis gewesen als dem Feinde ein Schrecken. Immerhin war mir mein Talent in einer Hinsicht ein sehr zuverlässiger Führer: als die Bombardierungen Englands begannen, sah ich mit überraschender Sicherheit voraus, wo und wann die Bomben niedergehen würden. Immer wieder fühlte ich es, wenn ein Überfall bevorstand, und begab mich häufig rechtzeitig nach Gillingham in Kent, wo ich nach Belieben in der Spiritistenkirche erscheinen durfte. Auf diese Weise entkam ich 1941 drei der schlimmsten Bombardierungen Londons. Einmal konnte ich auch den Namen der Straße lesen, wo eine Bombe niedergehen werde. «Heute nacht fällt eine Bombe auf die X-Straße neben dem Finsbury-Platz», sagte ich den drei Leuten, die bei mir waren. Am andern Morgen gingen wir dort hin, um nachzusehen: meine Vision hatte sich bewahrheitet.

Wie gesagt, wollte ich mich nicht freiwillig zum Militärdienst melden. Als ich 1942 aufgeboten wurde und frierend auf die Untersuchung durch den Militärarzt wartete, kam ich mir wie ein mageres kleines Kaninchen vor. Ich wog nur rund fünfzig Kilogramm, kaum mehr als das Gepäck eines Soldaten. Ohne meine Brille hätte ich einen Tank erst bemerkt, wenn er über mich hinwegfuhr. Es überraschte mich nicht, daß man mich in die allerletzte Klasse einordnete, nur Geistesschwache kamen noch nach mir. «Gehen Sie ruhig nach Hause», sagte der Arzt freundlich zu mir, «ich bin ganz sicher, daß man von Ihnen nichts wissen will.»

Wenigstens *ein* Gutes hat der Krieg, er bringt die Menschen der verschiedensten Klassen zusammen. Ich hatte mich als Hellseher in der Stadt, in Vorstädten und auf dem Lande, für Mitglieder des Mittelstandes und der Aristokratie betätigt, aber ich zweifle, daß ich ohne Krieg je Berater der Damen der Liste

Street geworden wäre. Es war reiner Zufall. Eines Abends ging ich in ein an diesem berühmten oder berüchtigten Platz in Soho gelegenes Kaffeehaus. Als ich meine Tasse Kaffee schlürfte, hatte ich unvermittelt ein Gesicht, das sich auf eine Frau bezog, die in der Nähe saß, die ich aber nicht beachtet hatte.

«Sie werden in nächster Zukunft unter ganz ungewöhnlichen Umständen mit Ihren Beinen einen Unfall haben», sagte ich ihr und erschrak ein wenig über mich selber, als ich sie ansprach, denn sie war offensichtlich eine Dame sehr leichter Sitten.

Einige Wochen später kam ich zufällig in ein anderes Kaffeehaus in diesem Bezirk. Als ich dort saß, stand am andern Ende des Raumes eine junge Frau von ihrem Tische auf und humpelte auf Krücken zu mir herüber.

«Hast du's für mich bekommen, du Bastard?» fragte sie mit sanfter Stimme. Ich erkannte sie als die Frau, der ich einen Unfall prophezeit hatte. Zwei Tage nach meiner Voraussage brach im Klub, über dem sie wohnte, Feuer aus. Als sie über eine Leiter hinunterstieg, drang plötzlich Feuer aus einem Fenster heraus und verbrannte ihr die Beine.

Es dauerte nicht lange, bis unter ihren Freundinnen eine große Nachfrage nach mir herrschte. War ich gelegentlich einmal in einem dieser Kaffeehäuser, erschien auch bald ein Dienstmädchen mit der Meldung, daß mich Dolly oder die schwarze Sue oder Daisy zu sprechen wünschten.

Vielleicht hat es auch der Krieg verschuldet, daß ich einen Schritt unternahm, der meinem Charakter wohl nicht ganz angepaßt war. In Kriegszeiten stürzen sich viel mehr Leute unüberlegt in eine Ehe als in Friedenszeiten. Ich beging den gleichen Fehler. Heirat ist für jeden sensiblen und medial veranlagten Menschen eine gefährliche Sache, auch wenn er seinen Partner mit Umsicht und Bedacht aussucht. In gewisser Hinsicht ist der Partner, wenn er nicht selbst mediale Gaben besitzt, immer im Nachteil.

In einem Klub hatte ich das Medium Ronald Strong kennengelernt; durch ihn wurde ich mit Marjorie bekannt. Sie hatte

langes, blondes Haar und war so sehr eine Künstlernatur, daß sie in Angelegenheiten des Alltags ganz hilflos war. Aber wir fühlten uns sogleich zueinander hingezogen. Sie arbeitete damals bei Ronald Strong als unbezahlte Sekretärin. Stenographieren und Maschinenschreiben waren die einzigen Dinge, die sie verstand. Ich trug ein mächtiges Verlangen nach einem Rückhalt und nach einem Heim in mir, und Marjorie konnte mir scheinbar beides bieten. Zudem zeigte sie für psychische Dinge höchstes Verständnis.

Ich hätte es erraten sollen, daß wir nicht lange miteinander vorankommen würden. Kurz vor der Hochzeit gab ich ihr 25 Pfund, mit denen sie für unsere Wohnung eine Chaiselongue kaufen sollte. Es stand schlecht mit meinen Finanzen, und ich konnte mir keine normale Ausstattung leisten. Ihr Einkauf ließ mir beinahe die Haare zu Berge stehen: was sie heimbrachte, war eines jener Greuel im viktorianischen Stil, mit weinrotem Plüsch und einer Art Miniaturballustrade als Rücklehne. Niemand, der an so etwas Gefallen fand, konnte an eine glückliche Ehe mit mir denken.

In Wirklichkeit war Marjorie ein liebes Mädchen; daß es mit der Ehe auf die Dauer nicht ging, war wenigstens zur Hälfte meine Schuld. Leider war sie zu Hause verwöhnt worden und hatte nie selbständig etwas tun müssen. Sogar wie man Tee kocht, mußte ich ihr zeigen. Sie meinte, wenn der erste Dampf aus dem Schnabel des Kessels ströme, sei das Wasser warm genug, und man müsse den Tee angeießen. «Psi» ließ mich in dieser wichtigen persönlichen Angelegenheit völlig im Stich und verriet nichts vom unglücklichen Verlauf der Ehe — vielleicht hat mich wirkliche Liebe geblendet.

Wir waren noch keine drei Tage verheiratet, als ich mich schon auf die Hinterbeine stellen mußte. «Wohin gehst du?» fragte ich Marjorie, als sie ihren Mantel anzog. Sie gehe nach Wigmore, um bei einer Versammlung zu helfen. Ich war nicht einverstanden. «Wenn du gehst, wirst du mich bei deiner Rückkehr nicht zu Hause finden», erklärte ich mit Bestimmtheit.

Für diesmal gab sie sich zufrieden. Ich war nicht gesonnen, mir von einer angeblichen «Rothaut», die im gegebenen Augenblick Fleisch und Blut ansetzte, Hörner aufsetzen zu lassen.

«Psi» hat mich vor der Heirat nicht beraten, aber esklärte mich über Anfang und Ende meiner Ehe frühzeitig auf. Als ich Marjorie zum erstenmal traf, sagte ich ihr, daß sie in nahe Beziehungen zu einem Mann namens Ronald treten werde, ohne daß mir zunächst bewußt wurde, daß ich selber das sein werde. Als wir etwa ein halbes Jahr verheiratet waren, hatte ich eine Vision über das spätere Ende der Beziehungen. Wir gingen eine Straße hinunter, als ich mich folgendermaßen zu ihr sprechen hörte: «Ich werde an deiner Seite nicht alt und grau werden — und das wegen eines Mannes, den ich im Geiste vor mir sehe. Er ist klein, dunkelhaarig, trägt eine Brille, und seine Initialen lauten R. H.» Wir lachten darüber und dachten nicht weiter daran; aber ich hatte den Mann richtig beschrieben, der später bei unserer Scheidung eine entscheidende Rolle spielte.

Durch Marjorie erhielt ich meine erste verantwortungsvolle Beschäftigung in einem andern Beruf. Ihr Vater war Leiter der Abteilung für Abfälle im Versorgungsministerium. *D. Sal. & Rec.* lautete die Abkürzung: Directorate of Salvage and Recovery (Abteilung für Abfälle und Ersatzstoffe). Das Amt hatte für die Sammlung aller Abfälle zu sorgen, die irgendwelche wichtige Rohmaterialien enthielten. Nach einer offiziellen Besprechung mit Marjories Vater, die der Form halber stattfand, wurde ich zum Leiter eines Sammelfeldzuges ernannt. Abgesehen vom Hellsehen war das die einzige Tätigkeit, bei der ich je einen vollen Erfolg buchte; meines Erachtens war man mit mir sehr zufrieden. Man mußte in ganz England herumreisen und mit Bürgermeister, Gemeindefreiwählern, Ratsmitgliedern, zu Schulen und anderen Versammlungen sprechen und sie dazu zu überreden versuchen, daß sie Alteisen und andere Metallwaren, alte Bücher, unbrauchbar gewordene Abfuhrkessel und überhaupt Abfälle aller erdenklichen Art sammelten. Die Jahre meiner Tätigkeit als Hellseher hatten mich gelehrt, wie man mit einem

gemischtem Publikum umgeht; ich war nie um Worte verlegen. Zum erstenmal durfte ich auch meiner Neigung zu Humor und Leichtsinn, über die sich die Spiritisten ärgerten, freien Lauf lassen; man unterhielt sich gut bei den Zusammenkünften mit mir, und viele ließen sich dann überzeugen, daß sie tatsächlich etwas tun mußten.

Ich war nun stark beschäftigt, mußte von Stadt zu Stadt eilen und hatte kaum noch Zeit für psychische Dinge. Sie kamen gleichwohl dann und wann. Als wir einmal Papier und alte Bücher sortierten, mußte ich plötzlich einen Augenblick innehalten und die Brauen zusammenziehen; mir fiel etwas ein. Dann schritt ich schnurgerade auf einen hohen Stoß von Büchern, die in einer Zimmerecke lagen, zu und holte das unterste hervor. Es war William Walker Atkinsons *Thought Vibrations or The Law of Attraction in the Thought World* (Gedankenwellen, oder: Das Gesetz der Anziehung in der Gedankenwelt). Der Vorfall ist ein gutes Beispiel für eine Erfahrung, die ich öfter machte: Gleichartiges zieht sich an. Zum Beispiel spüre ich es sogar in einem großen Saal voll Menschen in der Regel sogleich, wenn noch jemand mit medialer Fähigkeit im Raume ist. Nach und nach habe ich mehrere gute Bücher vor dem Einstampfen bewahrt. Ich vermute, daß die Kriegsmaschinerie deswegen keinen Schaden nahm.

Wie sehr mein «Psi» für Bomben hellichtig war — diese Überempfindlichkeit mochte zum Teil davon herrühren, daß ich mich vor Bombardierungen ebenso sehr fürchtete wie die anderen Leute —, sah ich auch, als ich mich zur Abfallsammlung in Cardiff aufhielt. Den ganzen Tag hatte ich mit Freiwilligen Bücher sortiert, war dann ins Kino gegangen und ruhte nun im Hotel aus, als die Sirenen ertönten. Fast augenblicklich fielen schon die ersten Bomben. Die Hotelgäste stiegen die Treppe in mehr oder weniger guter Ordnung hinunter und versuchten, ein überzeugendes Beispiel für britisches Phlegma zu geben. Auf halbem Wege begegnete ich einer verkrüppelten alten Dame, der ich weiterhalf. Sie wankte und zitterte.

Ich begann zu ihr zu sprechen: «Ängstigen Sie sich nicht!» In diesem Augenblick hatte ich eine deutliche Vision. «Die nächste Bombe», fuhr ich fort, «geht über der Straße, jenseits der Eisenbahnbrücke nieder. Wenn nicht, dann ist es sowieso um uns alle geschehen.» Mir war, als hätte ich sie im Flug gesehen. Beinahe im gleichen Augenblick gab es eine gewaltige Explosion, und die Fensterscheiben fielen auf die Straße. Die Bombe war jenseits der Eisenbahnbrücke niedergegangen.

«Wieso wußten Sie das?» fragte ein erschrockener Handelsreisender. «Machen Sie sich darüber keine Gedanken», erwiderte ich, indem ich mich bemühte, mit der Stimme nicht zu zittern. «Ich habe eine besondere Gabe.»

Am andern Morgen interessierten sich alle Handelsleute gewaltig für mich. «Wie haben Sie das wirklich gewußt?» fragten sie in einemfort. «Es kam eben so», wick ich aus, denn ich wollte in meiner Sammlertätigkeit nicht durch Aufträge aus meinem andern Gebiet gestört werden.

Ich war für das Ministerium achtzehn Monate tätig. Nach dieser langen Zeit hatte ich mehr als genug. Mein ganzes Leben habe ich alle Bürokratie verabscheut und gegen jede Art von Reglementiererei höchsten Widerwillen empfunden. Als alles neu war, konnte ich die Mentalität, welche offizielle Dienstzweige beherrscht, noch nicht durchsetzen. Bald aber bekam ich sie zu spüren, und sie verleidete mir alles. Auch griff das ständige Wanderleben meine Gesundheit an, so daß ich den Posten aufgeben mußte. Es hatte den Anschein, als ob man meinen Weggang bedauerte.

Nie habe ich gezögert, eine Beschäftigung aufzugeben und etwas Neues zu versuchen, wenn mir das richtig schien, auch wenn ich noch nicht wußte, was tun, und völlig mittellos dastand. Wer oft und lange in Ungewißheit leben mußte, wird zum Optimisten. Immer noch hat sich für mich eine Gasse geöffnet. In der Regel hat mir «Psi» die Richtung gewiesen. Mir war immer, als würde mein Leben von jemand gelenkt, und so zögerte ich nie, alles zu lassen und mich nach etwas anderem umzusehen.

Nachdem ich aus dem Versorgungsministerium ausgeschieden war, dauerte es allerdings ziemlich lange, bis sich eine Lösung einstellte. Ich war mittellos und konnte keine passende Tätigkeit finden. Ich war auch je länger je mehr überzeugt, daß meine Hauptbeschäftigung irgendwie mit meinen besonderen psychischen Fähigkeiten in Verbindung stehen mußte. Doch brachte eine solche schwerlich genügend ein, um den Lebensunterhalt bestreiten zu können, zumal sich in mir gewisse Grundsätze und Überzeugungen zu bilden begannen, die mir wichtig schienen und an die ich mich halten wollte.

Immer noch erschien mir der Spiritismus als die einzige Möglichkeit, obwohl ich mit dieser Bewegung immer weniger einig ging. Ich war mir über die eigentlichen Gründe, die mich zu seiner Ablehnung führten, freilich noch ganz und gar nicht im klaren, doch verdroß es mich mehr und mehr, mich mit den bekannten Praktiken des Spiritismus abfinden zu müssen. Ich hatte das unbestimmte Gefühl, daß das Richtige andere Wege einschlagen mußte.

Die Spiritisten ihrerseits begannen um diese Zeit unverhohlenen Schrecken vor mir zu empfinden. Meine Methoden waren bei der «alten Garde» nie beliebt gewesen. Sie beklagte sich darüber, daß ich die «geistigen» Dinge mit zu viel Humor und Munterkeit behandelte, denn ich weigerte mich, sie in einen Nebel salbungsvoller Frömmigkeit und Heuchelei einzuhüllen.

Indes muß ich bekennen, daß sich bei mir immer auch ein gewisser Hang zur Schaustellerei geltend gemacht hat. Ich liebte Zusammenkünfte nach meiner Variété-Methode, wie ich sie nannte; denn ich zog es vor, bei meiner hellseherischen Tätigkeit etwas von der natürlichen Fröhlichkeit und der Sprache des Gassenhauers einfließen zu lassen. Ich habe dies nie bestritten. Das durchschnittliche Publikum freute sich darüber, und ich wollte, daß es auf seine Rechnung komme.

Die rätselhafte parapsychische Fähigkeit hat sich nun einmal in einem gewöhnlichen, erdhaften Londoner, einem echten Cockney niedergelassen. Von Natur aus bin ich weder ein He-

xenmeister noch ein Heiliger, noch nenne ich eine Stentorstimme mein eigen. Ich glaube nicht, daß man um Gottes, des Jenseits oder des Himmelreiches willen eine Jammermiene aufsetzen oder die Augen verdrehen muß. Diese Einstellung aber brachte die orthodoxen Spiritisten zur Raserei.

Die Grundlage alles Spiritismus ist die Meinung, daß die parapsychischen Erscheinungen von den Abgestorbenen verursacht werden und daß diese sich uns dadurch mitteilen. In mir bahnte sich dagegen immer mehr die Überzeugung an, daß dies nicht zutreffe und diese Phänomene nicht notwendigerweise ein Nachleben nach dem Tode bewiesen. Ich versuchte, mir selber nichts vorzumachen. Ich konnte es einfach nicht glauben, daß das phantastische Gebaren der meisten angeblich von einem Geist Ergriffenen, ihr Sichwinden und Sichkrümmen und das Herplappern von kauderwelschem Unsinn Beweis dafür ist, daß sie von höheren Mächten erwählt wurden, um Zeugnis über das Mysterium des Lebens und des Universums abzulegen.

Ich erinnere mich an eine alte Frau, welche die Arme wie Flügel bewegte und quiekte, weil sie meinte, daß der Geist eines Adlers in sie gefahren sei. Eine andere Frau stampfte mit den Füßen und wieherte, weil der «göttliche» Ursprung ihrer «Besessenheit» angeblich ein Pferd war. Derartige kindische Demonstrationen und derartiges Geschwätz, Geheul und Sichverdrehen kann man in vielen spiritistischen Sitzungen beobachten; ohne Widerrede wurde es als «Botschaft aus dem Jenseits» hingenommen. Ich konnte das nicht schlucken.

Mit meiner Frau und einigen Freunden sprach ich lange darüber. Es war Zeit, so fanden wir einhellig, daß jemand gegen diesen Unfug auftrete. Eine neue Vereinigung, welche sich durch vernünftige Ansichten über die parapsychischen Phänomene leiten ließ, war dringend nötig. Wir gründeten die Ankh-Gesellschaft.

Die hauptsächlichste Triebfeder zur Gründung einer eigenen Gesellschaft habe ich genannt, doch war es nicht die einzige. Ich hoffte, mit ihrer Hilfe auch meiner Frau und mir den Lebens-

unterhalt zu ermöglichen. Keines von uns beiden war verschwenderisch, so daß wir den eigentlichen Zweck der Gesellschaft nicht dem Geldverdienst opfern mußten. Daneben reizte es mich, die Spiritisten auf ihrem eigenen Feld zu schlagen und den Beweis zu erbringen, daß das Drum und Dran ihrer Pseudofrömmigkeit für erfolgreiche paranormale Demonstrationen überflüssig ist.

Ich konnte anfangs nicht ahnen, daß mich das neue Unternehmen zu unehrenhaften Tricks verleiten werde, wo ich sie beim Spiritismus doch so herzlich verurteilte, noch ahnte ich, daß ich an den Rand der geistigen Gesundheit gebracht würde. «Psi» hätte mich warnen sollen. Jedoch hat diese stürmische und in manchem entehrende Periode in meinem Leben zu meiner wichtigsten Entscheidung geführt: sie hatte den endgültigen Bruch mit dem Spiritismus zur Folge. Es setzte sich bei mir die Erkenntnis durch, daß «Psi» nicht von den Abgestorbenen und von Schutzgeistern bewirkt wird. Seither beherrscht mich das Verlangen, die hier involvierten psychischen Kräfte durch objektive Methoden zu erforschen, denn durch entsprechende Studien sollten die gegebenen natürlichen Kräfte einem wissenschaftlichen Verständnis nahegebracht werden können.

All das lag noch im Schoße der Zukunft, als wir zur Gründung der Ankh-Gesellschaft schritten. «Ankh» ist das altägyptische Symbol für die Ewigkeit und wird durch ein Kreuz mit einem Kreis darüber dargestellt. Damit wollten wir den Zweck der Vereinigung andeuten: wir wollten durch Demonstration und Untersuchung aller parapsychischen Phänomene tiefer in die Geheimnisse des Lebens nach dem Tode eindringen. Wie man sieht, hatten wir den Grundglauben des Spiritismus noch nicht aufgegeben, aber er sollte ohne den Aufputz mittelalterlichen Hexen- und Zauberwesens vor das Publikum gebracht werden.

Unsere Versammlungen hielten wir in Pembridge Villas, in einem kleinen Raum des Gateways Centre. Von Anfang an war der Andrang sehr groß. Wir hatten mehr Besucher als Frau Irene Edouin im großen Saal im Parterre, der mehrere Medien,

in der Hauptsache Gesundbeter, beistanden. Unsere Zusammenkünfte, für die wir kein Eintrittsgeld verlangten, fanden einmal wöchentlich statt. Eine Geldsammlung unter den Anwesenden reichte meist gerade für die Saalmiete. Den Lebensunterhalt bestritt ich aus den privaten Konsultationen.

Die öffentlichen Versammlungen begannen in der Regel mit einer Ansprache über ein parapsychologisches Thema, worauf ich Proben von Hellsehen gab. Im Anschluß daran meldeten sich zwei, drei Personen, die eine persönliche Aussprache wünschten. Andere Leute, die mich von diesen Zusammenkünften her kannten oder von meinen Leistungen gehört hatten, meldeten sich telephonisch. Für eine Besprechung verlangte ich eine Guinee. Das war sicherlich nicht zu viel, da sie rund eine Stunde dauerte und gute parapsychische Ergebnisse von meiner Seite enthielt. Wöchentlich verdiente ich sieben bis acht Pfund, was für das tägliche Leben knapp reichte.

Die Zusammenkünfte unserer Gesellschaft, zu der nur die Mitglieder erschienen, fanden dagegen in meiner eigenen Wohnung statt. Hatte ich mich bis anhin fast ausschließlich auf das Hellsehen beschränkt, so machte ich jetzt die ersten Versuche auf anderen parapsychologischen Gebieten, so in der Erzeugung von Materialisationen, der Evokation von «Geisterstimmen» und sogar in Bilokation. Nach und nach tauchte ich in die Untiefen des Okkultismus und des Hokuspokus hinab. Inzwischen erhitzte sich auch der kalte Krieg zwischen mir und dem orthodoxen Spiritismus, was mir auch den Kampf um die Existenz sehr erschwerte. Aus diesen Gründen wurde ich dazu verleitet, zum erstenmal in meinem Leben bei Séancen zu betrügen.

Ich greife zu Betrug

Die Ausübung meiner paranormalen Fähigkeiten hat Hunderte von Menschen vom Weiterleben der Seele nach dem Tode und vom Kontakt mit den Abgestorbenen überzeugt. Mich aber überzeugten sie schließlich davon, daß diese Schlußfolgerung nicht zwingend ist. Mediale Kraft ist nicht mehr als eine besondere Fähigkeit der menschlichen Psyche, die wir noch nicht richtig verstehen. Ihr unnötige Geheimnisse anzudichten, verhindert nur den Fortschritt bis zum vollen Verstehen und begünstigt jede Art von Mißbrauch.

In der spiritistischen Bewegung, von ihrer hingebungsvollen, ideal gesinnten Kerntruppe bis zu den närrischen Mitläufern, machen sich Dummheit, Haarspalterei, Verdrehtheit und Betrug breit. Man darf sich nicht wundern, daß nüchterne Menschen die parapsychischen Erscheinungen nicht ernst nehmen, daß die strenge wissenschaftliche Forschung langsam vorankommt und die Parapsychologie Mühe hat, Anerkennung zu finden.

Ich selbst habe als Medium betrogen und mein Talent schändlich mißbraucht. Es ist nicht Heuchelei, wenn ich jetzt sage, daß ich mich darüber schäme. Die Fehler lassen sich wohl am besten wieder gutmachen, wenn ich sie offen bekenne und erzähle, wie es dazu kommen konnte.

Nach meiner Meinung unterläuft den meisten Medien irgendwelcher Trug oder Betrug. Die irrigen Grundvorstellungen und die Leichtgläubigkeit der orthodoxen Spiritisten schaffen zum vorneherein eine Atmosphäre, welche Selbsttäuschung und Trug begünstigt und nicht restlos gefestigte und ausgeglichene Charaktere zum bewußten Betrug verleitet.

Noch heute gibt es bei meinen Sitzungen aufgenommene Blitzlichtphotographien, die von Spiritisten als die ausgezeichnetsten Beispiele von sogenannten Materialisationen psychischer Phänomene angesehen werden. Im ganzen Lande herum sind sie von Photographen, die sie im besten Glauben an die Echtheit der Erscheinungen aufgenommen haben, in Lichtbildervorträgen gezeigt worden. Jedoch, gerade die besten dieser Bilder wurden nur durch Tricks ermöglicht, wie sie jeder, der willens dazu ist, bewerkstelligen könnte.

Merkwürdigerweise gibt es unter diesen Photographien auch solche, die zwar weniger spektakuläre Dinge zeigen, dafür aber, wenigstens was mich betrifft, ohne trügerische Nachhilfe zustande kamen, für die ich daher keine Erklärung geben kann.

Wie ist es möglich, daß ein Medium in einem Zimmer, das angefüllt ist mit Menschen, derartige Betrügereien vornehmen kann? Warum greifen Medien zu Schwindel und Betrug, selbst solche, die völlig der Sache hingegeben sind? Es sei versucht, die Umstände und den kuriosen Geisteszustand zu schildern, die mich so weit brachten.

Die Versammlungen der Ankh-Gesellschaft nahmen bald nach der Gründung einen größeren Umfang an. Als wir bei Frau Edouin einen kleinen Saal mieteten, gab sie in ziemlich gönnerhafter Weise der Hoffnung Ausdruck, daß «wir Erfolg haben mögen». Sie war ganz erschüttert, als wir aus Platzmangel immer mehr Leute wegweisen mußten, während sich in ihrem großen Saal weniger Menschen einfanden, als wir bei uns hineinstopfen konnten. Man sah ihr die Erleichterung an, als wir die Miete kündigten.

Ich war auf die Alliance Hall, unweit der Caxton Hall, in Westminster aufmerksam geworden. Sie faßte etwa zweihundert Personen. Wir entschlossen uns, sie für unsere Sonntagsversammlungen zu mieten, obwohl dies ein namhaftes Risiko bedeutete. Oft genug stand ich neben der Türe und sagte mir: «Es kommt niemand, niemand», und redete mich in einen regelrechten Angstzustand hinein. Plötzlich aber strömte eine ganze

Menge von der nächsten Haltestelle der Untergrundbahn herbei, so daß sich der Saal in wenigen Minuten füllte. Wenn ich die Leute beobachtete, wurde mir klar, daß man Spiritisten aus hundert Schritt Entfernung erkennt. Ihre Aufmachung ist so bunt, die verschiedenen Kleidungsstücke passen so schlecht zusammen, und sie kommen so langsam, unsicher und schüchtern daher, als fürchteten sie, an der nächsten Ecke etwas Unerwartetem und Beängstigendem zu begegnen.

Mit Hellsehen war ich, wie immer, sehr erfolgreich, so daß wir in die Caxton Hall hinüberziehen mußten — ein noch größeres Lokal und ein noch größeres Risiko. Aber wir hatten es nicht zu bereuen, denn immer strömten noch mehr Leute herbei. Die Alliance Hall dagegen wurde vom Medium Joe S. übernommen.

Joe war von der nationalen Spiritistenvereinigung das Diplom entzogen worden, das sie ehrlichen und zuverlässigen Medien ausstellt. Joe übte aber immer noch eine ziemlich erfolgreiche Tätigkeit aus. Jetzt erfuhr ich, mit welchen Mitteln Medien manchmal ihre Säle füllen und mit welcher Eifersucht sie ihre Kollegen beobachten. Als eine unserer ersten Versammlungen in der Caxton Hall schon beginnen sollte, waren zu meiner Verwunderung erst wenig Leute erschienen. Da faßte mich ein eifriger Besucher unserer Zusammenkünfte am Rock und sagte: «Schauen Sie einmal nach, wie Herr S. die Leute, die zu Ihnen wollen, einen falschen Weg weist!» Als ich vor das Lokal hinauseilte, sah ich, wie zwei Anhänger Joes als «Wegweiser» amtierten und die Hälfte meiner Leute zu ihm hinüberschickten. Das war nicht schwierig: viele Spiritisten sind wie Schafe und gehen dorthin, wo man sie hindirigiert.

Mir stieg das Blut zum Kopf. Ich eilte in den Saal zurück und mobilisierte den kräftigsten Mann, den ich finden konnte — wohl einen Meter neunzig groß, mit Schultern wie ein Bär. Er nahm noch einen Freund, einen vierschrotigen Kerl, mit. Zusammen gingen sie zu einem «kleinen Schwatz» zu Joe hinüber. Joe war klein und eher schwächig. Von diesem Augenblick an

gab es keine «Wegweiser» mehr; indes war dies nicht der letzte Zusammenstoß mit Joe.

Nach einiger Zeit fanden wir, wir mußten etwas Größeres von Stapel lassen und hielten im Namen der Ankh-Gesellschaft eine Versammlung in der Victoria Hall von Bloomsbury ab. Kaum hatte ich begonnen, unterbrach mich eine Stimme mit Zwischenrufen: «Ich sehe nichts, ich höre nichts.» Rasch entdeckte ich den Ruhestörer und erkannte in ihm einen der Türhüter Joes. Während ich mir überlegte, wie ich ihm beikommen könnte, griff das Publikum schon zur Selbsthilfe, packte ihn und stellte ihn vor die Türe. Von da an nahm alles seinen ungestörten und erfolgreichen Fortgang — als der Mann vor Schluß der Versammlung in Begleitung eines Polizisten wieder hereinstolperte. Er zeigte auf mich und rief aufgeregt: «Ich verlange die Arrestierung dieses Mannes!»

Die Situation war heikel. Noch war das alte Gesetz über Hexerei in Kraft, und Hellseher hatten leicht Klage und Verurteilung zu gewärtigen. Da kam mir ein Einfall. Ich flüsterte dem Pianisten etwas zu, er nickte und begann die Nationalhymne zu spielen: «God save the King!» Alles erhob sich, der Polizist nahm Achtungstellung an, und Joes Abgesandter mußte sich ebenfalls ruhig verhalten. Am Ende des Gesanges rannte ich zum Polizisten hinunter und sagte ihm: «Dieser Mann hier hat schon vorher die Versammlung zu stören versucht.» Die Umstehenden pflichteten mir bei und erzählten vom ersten Zwischenfall. «Wenn dem so ist», meinte schließlich der Polizist, «dann können Sie ihn verklagen.» Das lag nicht in meiner Absicht. Der Polizist zog unverrichteter Dinge wieder ab. Als Joes Freund ihm folgen wollte, wurde er von einer Menge der verärgerten Leute umringt. Sie behandelten ihn nicht sehr schonend und zart; er mußte froh sein, mit ganzem Rock und heiler Haut davonzukommen. Damals lernte ich die Wahrheit des Spruches kennen: «Die Hölle kennt nicht die Größe der Wut eines verspotteten Spiritisten.» Seither habe ich nie mehr von Joe gehört.

Bei den Privatzusammenkünften in Linden Gardens unternahmen wir ernsthafte parapsychologische Versuche mannigfacher Art. Zu den frühesten gehörten solche in Bilokation oder astraler Projektion. Bilokation ist die Trennung des «Astralleibes» — ich für mich sage lieber: des «Gedankenleibes» — vom menschlichen Körper und seine Reise anderswohin.

Die Erinnerung an ein sehr frühes Erlebnis ließ mich an die Möglichkeit von Bilokation glauben; es gehört zu meinen ersten paranormalen Erfahrungen. Eines Nachts, als ich im Halbschlaf lag, war mir, als hätte ich meinen eigenen Leib verlassen und schwebte über dem Garten hinter dem Haus. Unter mir sah ich einen Hund vor seiner Hütte schlafen. Als ich mich ihm näherte, wachte er auf und sah mich. Er sprang auf, bellte und versuchte mich, der ich im Mondlicht über ihm schwebte, durch Luftsprünge zu erhaschen. Da wurde ein Fenster geöffnet. Die Besitzerin des Hundes, die ich kannte, rief ihm zu, ruhig zu sein und sich schlafen zu legen. Am Morgen erinnerte ich mich lebhaft an den merkwürdigen «Traum» und machte daher der Frau einen Besuch. Sie gab zu, daß der Hund in der Nacht «den Mond angebellt und gegen ihn hochgesprungen» sei.

«Sie schauten zum Fenster hinaus und hießen ihn, ruhig sein», sagte ich. «Sie trugen ein Nachtgewand aus Flanell mit einem Spitzenkragen.» Für einen Augenblick schwieg sie; dann erwiderte sie unwillig: «Sie können den Garten hinter meinem Haus von Ihrer Wohnung aus doch nicht sehen.» Das stimmte. Indes gab sie schließlich zu, daß sie ein Nachthemd der gegebenen Beschreibung getragen hatte.

Das Erlebnis läßt sich als ein Traum erklären, in welchem ich durch Hellsicht wahrnahm, was sich hinter dem Haus zutrug. Der Hund mochte einfach gegen den Mond hinaufgesprungen sein und nicht gegen meinen Astralleib. Andere Träume verwandten Inhalts führten ebenfalls zu keinem zwingenden Schluß, so daß ich nicht abgeneigt bin anzunehmen, daß die sogenannte Astralprojektion oder Bilokation nichts anderes ist als eine Art Halluzination, verbunden mit Hellsehen.

Auch die Versuche, die ich bei mir in Linden Gardens unternahm, sind nicht schlüssig. Da jedoch weniger geläufige Aspekte von «Psi» erkennbar werden, lohnt es sich, davon zu sprechen.

Zur Einleitung der Astralprojektion startete ich in einen Spiegel und suchte mir einzureden, daß das Spiegelbild mein wahres Selbst sei. Durch feste Konzentration ist diese Einbildung leicht zu erreichen. Dann legte ich mich aufs Bett, ganz von der Vorstellung beherrscht, daß das Gesehene Spiegelbild mein Ich sei. Dieses, dachte ich mir, erhebe sich nun vom Lager, während der Normalleib liegen blieb. Es fiel mir ziemlich leicht, mir einzubilden, daß ich in die Höhe gehoben werde und davonschwebe; mehrmals konnte ich dann Dinge sehen, die sich anderswo und weit außerhalb meines Gesichtskreises zutrugen.

Nach mir unternahmten andere Mitglieder unserer Gesellschaft, unter andern auch meine Frau, Versuche gleicher Art und konnten von ermutigenden Ergebnissen berichten. Jedoch gelang es ihnen nicht, Vorgänge außerhalb ihres Gesichtskreises, deren Richtigkeit man nachträglich hätte nachprüfen können, zu beobachten.

Die medial veranlagte Irene und ich gingen darauf zu weiteren Versuchen über. Zu einem vereinbarten Zeitpunkt sollten wir beide gleichzeitig die Bilokation einleiten und uns als Astralleiber treffen. Das erstemal fühlte ich mich wie durch die Luft getragen — ich weiß natürlich nicht, ob das Gefühl auf einer reinen Illusion beruhte — und schwebte in der Richtung, in welcher ich Irenes Wohnung vermutete. Als ich dort eintraf, glaubte ich, daß eine Art immaterielle Irene neben mir schwebe. Mir schien, sie werde meiner gewahr. Jedenfalls konstatierte ich, daß das Bett und die Möbel in der Wohnung anders gestellt waren, als ich es von früher her kannte.

Am andern Morgen erhob ich mich sehr früh, um mit meinen Aufzeichnungen zu ihr zu gehen. Doch war ich noch nicht angezogen, als ich schon ihren Telephonanruf erhielt. Sie sagte: «Ich bin mit Ihnen bei mir zusammengetroffen; Sie bemerkten, daß das Bett anders gestellt ist.» Damals erachteten wir dies als

stichhaltigen Beweis für Bilokation; heute, nachdem ich weitere Experimente hinter mir habe, zweifle ich, daß die Schlußfolgerung zwingend ist. In einem späteren Kapitel werde ich noch davon sprechen, daß ich unter bestimmten Bedingungen auf andere Personen gewisse mediale Fähigkeiten übertragen oder die in ihnen latente Fähigkeit zur Wirksamkeit bringen kann.

Die Konzentration auf das Spiegelbild und die Experimente mit dem Ziel, den Geist vom Körper zu trennen, haben jedoch für jene, welche sie zu häufig unternehmen, üble Folgen. Sie verursachen Dissoziation — Geistesspaltung —, wie die Psychiater es nennen; man wird unfähig für die normalen, alltäglichen Verrichtungen und entwickelt in sich den Hang, ein Doppelleben zu führen, das neurotische Konflikte auslöst. So erging es auch mir. Desgleichen begünstigte die allmählich ausgebildete Gewohnheit, mich zur Erleichterung des Hellsehens in einen Trancezustand hineinzusetzen, die Neurose.

*

Seit einiger Zeit war in mir der Wunsch wach geworden, mich auch als Sprachrohr von «Geistern», als sogenanntes «Trompetenmedium» zu versuchen. Während der Arbeit befindet sich ein solches Medium in einem viereckigen Zelt aus schwarzem Tuch, in der «Kabine». Die Spiritisten glauben, daß sich ihm die «Geister» mitteilen und durch seinen Mund sprechen. Oft benutzt das Medium einen phosphoreszierenden Schalltrichter, die sogenannte «Trompete», die sich manchmal von selbst, oder richtiger: von den «Geistern» in Bewegung gesetzt, im Raum bewegt.

Ich hatte das Verlangen, jede Art von psychischen Versuchen vorzunehmen, denn teils beseelt mich seit je eine ungewöhnliche Neugierde, über das Geheimnis des Lebens soviel wie möglich zu wissen, teils drängte mich dazu der Wunsch, mich selbst und meine Möglichkeiten besser kennenzulernen. Auch wird man der ständig gleichen Dinge allmählich müde, selbst wenn diese paranormal sind.

Dazu kam eine praktische Überlegung: die privaten Audienzen brachten mir für den Lebensunterhalt kaum genug ein, denn nicht selten mußte ich Besucher ohne Honorar wieder heim-schicken. Die meisten der weiblichen Besucher kamen wegen ihrer Liebesangelegenheiten zu mir. Soll sie sich von ihrem Gatten trennen? Soll sie ihre Affäre mit ihrem Mieter aufgeben? usw. Immer wieder sollte ich Fragen beantworten, für die der Psychologe und nicht selten der Psychiater zuständig gewesen wäre. Wenn ich da nichts «sah» und nicht zu raten wußte, entließ ich die Dame ohne Honorar. Durch diese Leute erfuhr ich von der Praxis anderer Medien. «Warum haben Sie bloß eine Einheitstaxe?» fragten sie mich, «dieses und dieses Medium verlangt zusätzlich eine Guinee, wenn es Einzelheiten beantworten soll.» Tatsächlich verlangen die meisten Medien je nach der Dauer der Sitzung eine bis drei und sogar mehr Guineen. Obwohl ich, wie ich gleich erzählen werde, bei bestimmten Anlässen zu betrügerischen Machenschaften griff, habe ich von den Privatbesuchern nie ein Honorar angenommen, wenn ich nichts sie Betreffendes sehen konnte, und bin immer bei meiner Einheits-taxe geblieben. Das gab mir ein ruhiges Gewissen, half aber nicht zur Zahlung der Miete. Ich mußte etwas zur Hebung meines Einkommens unternehmen, und ich wußte, daß die «Geisterstimmen» und Klagelaute, die durch das Sprachrohr aus der dunklen Kabine dringen, Geld einbringen.

Es ist etwas Merkwürdiges mit dem Spiritismus. Man kann in einem hell erleuchteten Zimmer hervorragende Gesichte haben und über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft die erstaunlichsten, unerklärlicherweise völlig zutreffende Dinge äußern. Eingefleischten Spiritisten wird das nicht den geringsten Eindruck machen, es interessiert sie nicht und sie gehen weg. Gibt man dagegen in einem verdunkelten Raum durch ein Sprachrohr viel Unsinn zum Besten, dann werden sie ihrer Lebtag davon reden. Also griff ich zur Trompete.

Zuerst hielten wir bei mir einige Sitzungen ab, an der Brian, Irene, meine Frau und andere Gesellschaftsmitglieder anwesend

waren, unter andern auch eine Frau, die sich für eine «hohe Priesterin» von Atlantis hielt.

Das Zimmer wurde verdunkelt. Ich nahm in einer so engen Kabine Platz, daß alle meine Glieder steif wurden, und konzentrierte mich mit aller Anstrengung. Vor mir stand das Sprachrohr, das pulsierend leuchtete. Ich hatte es selbst aus Karton hergestellt und mit einem phosphoreszierenden Stoff überstrichen. Ich bin kein gutes «Sprachrohr-Medium», aber die «Instrumente», die ich fabrizierte, waren ausgezeichnet.

All die Zeit über spielte das Grammophon mit voller Kraft. Wir sangen, bis wir heiser waren, denn Musik soll parapsy-chische Erscheinungen angeblich begünstigen. Plötzlich fiel das Sprachrohr um, wir erschrakten zu Tode. Alle seufzten erleichtert auf, als wir uns endlich einigten, wieder Licht zu machen und eine Tasse Tee zu trinken.

Ich frage mich heute noch, ob jemand dem Rohr einen Stoß versetzte. Ich selbst tat es bestimmt nicht. Wie dem auch sei, der Zwischenfall hatte auf uns eine zündende Wirkung.

Bei den beiden nächsten Sitzungen ereignete sich zu meiner großen Enttäuschung überhaupt nichts. Ich geriet mehrere Male in einen völlig entrückten Zustand, in dem mich nichts verwundert hätte, auch wenn sich das Sprachrohr von selbst bewegt hätte und Berge versetzt worden wären. Aber nichts von all dem geschah.

Bei der vierten Séance geriet ich, als man das Licht löschte, sozusagen unmittelbar in Trance. Aber die Trompete bewegte sich nicht, obwohl ich fast in Ekstase war. Ich war meiner selbst noch durchaus bewußt und weiß genau, daß ich dem Schall-trichter mit dem Fuß einen Stoß versetzte. Was weiter geschah, weiß ich nicht mehr. Die Teilnehmer erzählten mir nachträglich, daß sich der Trichter während mehrerer Minuten ständig bewegte und eine fremdartige Stimme aus ihm sprach, die für einen Anwesenden eine Botschaft brachte.

Natürlich waren alle begeistert. Im stillen aber schämte ich mich, da ich mir den Trug eingestand, doch redete ich mir ein,

daß ich ja nur den ersten Anstoß gegeben hatte, während sich das Rohr nachher von selbst bewegte.

Heute stelle ich mir die Frage, ob ich für *alle* Bewegungen verantwortlich war oder bloß den ersten Stoß versetzte. Jedenfalls war ich mir des anhaltenden Wunsches bewußt, daß sich das Rohr weiter bewegen möge. Vielleicht hat mir die eigene Beschämung nicht den ganzen Umfang meiner Handlungen klar werden lassen. Immerhin ist es nicht ausgeschlossen, daß die erste Bewegung des Rohres die Anwesenden in einen derartigen Erregungszustand hineinsteigerte, daß ungewöhnliche psychische Rapporte ausgelöst wurden.

Erfolg ist wie ein berauschendes Getränk. In meinem fragwürdigen Geisteszustand wollte ich mehr und mehr davon. Nach dem ersten Betrug fiel mir jeder weitere leichter. Ich entschuldigte mich damit, daß ich ja nur den ersten Anstoß gab und durch meine weitere Mithilfe die Produktion echter parapsychischer Erscheinungen auslöste und begünstigte.

Es dauerte nicht lange, und alle Bewegungen des Trichters wurden von mir mit vollem Bewußtsein in Szene gesetzt, besonders wenn ich müde war und mich schwer konzentrieren konnte. Vielleicht muß ich sagen, daß etwa 80 Prozent der bei diesen Sitzungen auftretenden Erscheinungen reine Betrügereien waren. Ich entdeckte bald, daß ich mich in meinem halb entrückten Zustand im Dunkel mit unglaublicher Sicherheit fortbewegen und zurechtfinden konnte, als befände sich in meinem Hirn ein geheimes Radar. Ich konnte aufstehen, die Trompete über dem Kopf schwenken, mich unter die Anwesenden mischen und wieder auf den Sitz in der Kabine zurückgehen, ohne daß jemand das geringste merkte. Ich konnte auf den Tisch klopfen, Stühle rutschen und die Kabine schütteln. All das habe ich im Laufe der Sitzungen getan, ohne daß jemand Verdacht schöpfte.

Ich lernte es auch, mich mühelos zu befreien, wenn man mich fest angebunden hatte. Nachdem ich diesen Trick herausgefunden hatte, verlangte ich vor vielen Séancen an den Stuhl gebunden zu werden. Da ich dünne Knochen habe, mußte ich nur,

während man den Knoten machte, die Muskeln möglichst anspannen. Im Zustand der medialen Erregung war ich dann imstande, mich aus Verbänden zu lösen, deren ein berufsmäßiger Entfesselungskünstler nicht Herr geworden wäre. Bevor man das Licht andrehte, wand ich mich wieder hinein.

Immer aber ereigneten sich auch Dinge, die ich mir nicht erklären konnte. Nicht selten versank ich, während ich noch angebunden auf meinem Stuhl im Dunkeln saß, in völlige Bewußtlosigkeit. Gerade bei solchen Gelegenheiten traten, wie man mir nachträglich erzählte, Phänomene auf, die ich durch bewußte trügerische Machenschaften schwerlich zustande gebracht hätte. Das tröstete mich über die unechten spiritistischen Güter, die ich da verkaufte, hinweg.

Bei allem ekelten mich diese kleinen Betrügereien außerordentlich an. Nach jeder Sitzung, an der ich unechte Erscheinungen produziert hatte, fühlte ich mich seelisch und geistig beschmutzt. Den Geisteszustand, in den mich das ständige Schwanken zwischen Triumph und Gewissensbissen versetzte, kann man sich leicht vorstellen. Ich wurde seelisch krank.

Trotz allen betrügerischen Machenschaften blieb mir «Psi» treu. Nicht selten traf es sich, daß ich, um Eindruck zu machen, zwar eine künstliche, durch den spiritistischen Glauben «geheilte» Geisterstimme annahm, im Inhalt der Aussage aber von echten Gesichten Kunde gab. Die fremdartige Stimme und die Dunkelheit schienen häufig meine Einsicht in Einzelheiten sogar zu schärfen und die Genauigkeit und Fülle der Visionen zu erhöhen. Als Beispiel möchte ich die erste Versammlung anführen, die ich in der Kingsway Hall mit Benutzung eines Sprachrohres und einer «Geisterstimme» abhielt.

Bei diesem Anlaß war ich als Hellseher außerordentlich erfolgreich. Das ließ die Eifersucht und Gegnerschaft der spiritistischen Zirkel, die sich bereits gegen mich wandten, mächtig anschwellen. Die Folge war, daß ich auf noch verblüffendere Tricks sinnen mußte, um im Kampf gegen die einflußreichsten Persönlichkeiten des Spiritismus heil davon zu kommen. Als ich

diese erste öffentliche Versammlung angekündigt hatte, erhielt ich von der nationalen Spiritistenvereinigung und von jener in Marylebone die briefliche Aufforderung, sie wieder abzusagen. Man begründete dies mit den Ergebnissen einer Versuchssitzung in Colnbrook.

Der Sitzung in Colnbrook, in der ich Geisterstimmen produzierte, hatte ein maßgebendes Vorstandsmitglied einer Spiritistenvereinigung beigewohnt. Es erklärte nachher, sie habe betrügerischen Charakter gehabt. Davon kann jedoch keine Rede sein, die Mängel lagen anderswo. Da sich nur dürftige parapsychische Erscheinungen einstellten, hätte ich zwar versucht sein können, ihnen künstlich nachzuhelfen. Das wäre um so leichter gewesen, als die angeblichen «wissenschaftlichen» Kontrollen, die alle geprüft und gebilligt wurden, mangelhaft waren. Aber ich hütete mich vor jedem Versuch zur Täuschung, aus dem einfachen Grunde, weil die Spiritisten nach meiner Überzeugung darauf aus waren, mich zu erwischen. Diesen Gefallen wollte ich ihnen unter keinen Umständen tun. Weil mich die Sitzung in Colnbrook nicht befriedigte, organisierte ich eine Woche später eine zweite. Diesmal benutzte ich ein absolut zuverlässiges Kontrollsystem, bei dem sofort eine elektrische Klingel aufläutete, wenn einer der Mitwirkenden oder ich selber vom Stuhle aufstand. Da gab es kein Schwindeln mehr. Und gerade diesmal ereigneten sich viele Dinge, die mir völlig unerklärlich sind. Von dieser zweiten Sitzung nahmen die Spiritisten keine Notiz mehr.

Kurz vor Beginn der ersten öffentlichen Versammlung in der Kingsway Hall erhielt ich ein Telegramm des Inhalts, daß die nationale Spiritistenvereinigung den Anlaß offiziell untersage. Später erklärten mir Vorstandsmitglieder, ein solches Verbot sei nie beschlossen worden. Trotz der Streitigkeiten und der damit verbundenen Aufregungen war ich erfolgreich. Kaum saß ich in meiner Kabine, glaubte ich schon in eine Welt zu entschweben, in der es für meinen Geist keine Grenzen mehr gab. Mir war, als lägen Vergangenheit und Gegenwart der im Saale an-

wesenden und vieler anderer Menschen offen vor mir. Ich rief Vorname und Zuname einer Reihe mir völlig unbekannter Leute aus, die sich sogleich als anwesend meldeten. Ich konnte über sie allerhand aussagen, was sie als richtig und charakteristisch anerkannten. Ein junger Mann erzählte dem Reporter von *Psychic News*, er sei hergekommen, weil er sich einen Spaß machen wollte, aber er sei vollkommen bekehrt und überzeugt weggegangen. Seit diesem Anlaß nahm meine Stimme ohne mein Zutun eine der angeredeten Person und dem Inhalt der Mitteilung angepaßte Lage und Färbung an, von «Psi» automatisch gelenkt.

Am Schluß der Versammlung legte ich Protest gegen die Herrschaftsansprüche der offiziellen Spiritistenvereine ein. Ich erzählte von den Sitzungen in Colnbrook und wies mit allem Nachdruck auf die Anstrengungen hin, die man zur Unterdrückung der heutigen öffentlichen Versammlung unternommen hatte — und all das nur, weil ich mich der spiritistischen Orthodoxie nicht blindlings unterwarf. «Warum sollte ich dies?» fragte ich die Versammlung. «Der Besitz des Mediumdiploms der nationalen Spiritistenvereinigung ist keine Garantie für das Himmelreich.» Gelächter und Beifall waren die Antwort des Publikums; die Abordnung der Spiritisten von Marylebone erhob sich und verließ den Saal.

Der finanzielle Erfolg des Anlasses war gering, ebenso jener eines zweiten im Scalatheater, doch führten mir die damit verbundene Propaganda und die ausgezeichneten hellseherischen Leistungen viele neue Privatkunden zu. Zudem war jetzt meine Stellungnahme gegen den Herrschaftsanspruch der Spiritisten in Dingen der Parapsychologie in die Öffentlichkeit getragen worden. Das war eine offene Kriegserklärung. Ich sah voraus, daß gewisse Persönlichkeiten an der Spitze der spiritistischen Hierarchie keine Mühe scheuen würden, um mich zuschanden zu machen. Was sollte ich tun, um ihnen, die viel mächtiger waren als ich, die Stange zu halten?

Nach längerem Nachdenken schien mir, daß die Welt eigent-

lich gar kein Verlangen nach der Wahrheit hat. Falls ich als Hellseher ein Arbeitsfeld finden wollte, mußte ich meine Gesichte und die Mitteilungen über sie mit einem heuchlerischen Wortschwall über «Geister» verbrämen und darüber mit geheimnisumflorter, öli ger Stimme reden. Wollte ich den Beifall der Spiritisten finden, mußte ich mich ihrer veralteten, irreführenden und lächerlichen Methoden bedienen. Sie wollten ihre «bewährten», «erwiesenen», orthodoxen Erscheinungen. Gut, sie sollten sie haben! Warum sollte ich ihnen nicht auch Ektoplasma, «psychische Ruten» und Materialisationen aller Art vorsetzen? Schon im ersten Buch, das ich über parapsychische Erscheinungen gelesen hatte — von Schrenck-Nortzing —, waren die nötigen Auskünfte darüber zu finden. Das Buch stammte aus dem neunzehnten Jahrhundert, doch die Spiritisten sind nie darüber hinausgewachsen.

Unter Ektoplasma — zu übersetzen etwa als «äußere Gestaltwerdung» — oder Teleplasma versteht man Teile des «geistigen Körpers» oder Astralleibes, die im Dunkel des Séance-raumes angeblich sichtbar werden. Wolken einer elastischen, membranigen weißen Substanz scheinen manchmal das Medium zu umgeben. Manchmal wächst sie wie Ruten und Fäden aus den Körperöffnungen, insbesondere aus Mund und Nase, heraus. Hin und wieder glaubt man bestimmte Formen und Gesichter wahrzunehmen.

Zu allererst läutete ich Leon Isaacs auf, den ich seit Jahren kannte. Leon war ein liebenswürdiger, ehrlich überzeugter Spiritist von tadellosem Charakter. Sein Ziel war es, die Wahrheit der spiritistischen Glaubenssätze wissenschaftlich zu beweisen. Er besaß alles nötige Rüstzeug dazu, denn er war ein vorzüglicher Photograph. Er arbeitete für eine große Zeitung und verstand sich auf die letzten technischen Feinheiten im Photographieren in verdunkelten Räumen. Von ihm stammten mehrere ungewöhnliche Bilder aus spiritistischen Sitzungen, welche die meisten der bekannten Formen von Materialisation veranschaulichten. Falls diese auf Betrug beruhen, weiß Leon bestimmt

nichts davon, denn er ist der ehrlichste Mensch, den ich je angetroffen habe.

«Leon, mir sind einige Materialisationen gelungen», sagte ich ihm. «Möchtest du ein paar Versuchssitzungen organisieren und davon Photographien machen?»

Leon stürzte sich mit Begeisterung auf meinen Vorschlag. Es gab nicht viele «physische Medien», das heißt Medien, welche Ektoplasmen und Materialisationen produzierten, und nur die wenigsten von ihnen waren bereit, sich einer unbestechlichen Kamera auszusetzen.

Ich kaufte Quarktuch — diesen dünn und lose gewobenen Baumwollstoff, mit dem man Quark und dergleichen Dinge auspreßt — und einen ausziehbaren Zollstock. Auch fiel mir ein Ellbogenscharnier zu einer Gasleitung in die Hände, das von einem Arbeiter in meiner Wohnung liegen gelassen wurde. Diese Dinge hatte ich zusammengetragen, bevor ich recht wußte, wie ich sie verwenden könnte; sie bilden das übliche Handwerkszeug des Mediums bei seinen Tricks — ausgenommen das Scharnier, das meine eigene Erfindung war.

Wir begannen mit mehreren Versuchssitzungen ohne Kamera und ohne besondere erschwerende Bedingungen. Bei allen geriet ich in einen eigentlichen Trancezustand hinein; dieser trat fast automatisch ein, sobald man das Licht löschte. Erst an der dritten Sitzung machte ich von der Quarkgaze Gebrauch.

Beim ganzen war mir zumute, wie wenn ich mir selber von oben herab zuschaute. Ich konnte beobachten, wie ich aus einer Ritze des Verdunkelungsvorhangs, der ein Fenster dicht neben meiner Kabine abdichtete, die Rolle mit dem durchsichtigen weißen Baumwollgewebe herausholte. Ich schwenkte sie langsam über meinem Kopf herum und konnte aus der Bewegung, die durch die Reihen der Anwesenden ging, schließen, daß man im Dunkel etwas gesehen haben mußte. Alle waren tief beeindruckt. Andere Tricks ähnlicher Art folgten nach — alle von mir selbst in meinem «jenseitigen» Geisteszustand fabriziert.

Leon wollte nun nicht mehr länger zuwarten, und wir setzten

die erschwerenden Bedingungen fest. Diese wurden in Gegenwart von Frau Isaacs, meiner Frau und des inzwischen verstorbenen Stewart Martin ausprobiert. Martin, ein sehr skeptischer Schotte und nicht leicht zu hintergehen, war damals Herausgeber der *Psychic News*.

Bei der ersten Sitzung stellte Leon eine Batterie von Photoapparaten mit Infrarot-Filmen auf, so daß er auf Blitzlicht verzichten konnte. Ich fiel wie üblich in eine regelrechte Trance und hatte einige gute Gesichte, hütete mich aber, die Tricks schon spielen zu lassen. Diese behielt ich mir für später vor.

Leon hatte es sehr eilig, nach Hause zu kommen, um seine Filme zu entwickeln. Noch in der gleichen Nacht telephonierte er mir.

«Was hast du gefunden?» fragte ich ihn mit einer Stimme, die aufgeregt klingen sollte, obwohl ich wußte, daß sich nichts gezeigt haben konnte. «Es ist erschütternd!» rief er zurück, «über deiner Schulter sieht man ein Profil, das einem wunderschönen Christuskopf ähnlich sieht.» Es verschlug mir fast die Sprache, doch brachte ich es fertig, weiterzureden. Mich verlangte, den Hörer raschestens wieder aufzuhängen und über alles nachzudenken.

Am andern Tag sah ich die Kopie. Sie berührte mich eigenartig, denn ich selbst hatte bestimmt nichts zum Zustandekommen dieser Erscheinung beigetragen. Das Bild zeigte einen runden weißen Nebel, in dessen Mitte deutlich die Umrisse eines Profils voll Majestät zu erkennen waren.

Für die nächsten zwei Sitzungen war nicht an Betrug zu denken. Zu meiner großen Enttäuschung ereignete sich nichts. Daher verlor sich meine erste Erschütterung wieder. Ich konnte Besseres zustande bringen! Ich schritt zur Tat!

Zu Beginn der vierten Séance beharrte ich darauf, daß ich an den Stuhl angebunden würde. Wie schon berichtet, verstand ich es, diese Schwierigkeit leicht zu meistern. Hinter dem Verdunkelungsvorhang lagen alle nötigen Utensilien, um mit etwas ganz Besonderem aufzuwarten. Bevor man die Lichter löschte,

wurde ich noch durchsucht. Hätte man die Kabine ein wenig zur Seite gerückt, wäre die Sache für mich schon schwieriger geworden, denn von ihrem Standort aus konnte ich durch einen Spalt mühelos bis hinter den Fenstervorhang greifen.

Wiederum schien mir, daß ich mir von weitem selber zuschaute. Zuerst preßte ich das eine Ende des Scharniergelenkes in meinen Gürtel und hielt es mit den Bauchmuskeln in dieser Lage fest. Dann überzog ich schnell den Zollstab mit der Baumwollgaze, damit er im Dunkel wie ein nebliger Zylinder aussehe. Das eine Ende des Stabes klemmte ich in das Scharnier ein, auf das andere stülpte ich den Schalltrichter. Langsam zog ich den Stab in die Länge. Nach kaum zwei Minuten schwankte das Schallrohr etwa sechs Fuß von mir entfernt langsam hin und her. Meine Hände brauchte ich nicht mehr, sie ruhten auf meinen Knien.

Jetzt gab ich dem Photographen das Stichwort. Zum Glück für alle Betrüger muß nach einer allgemeinen Regel das Medium selbst bestimmen, wann man photographieren darf. Sollte Ektoplasma ohne Wissen des Mediums unerwartet photographiert werden oder ein Teilnehmer es berühren oder gar es wegnehmen wollen, dann besteht nach der Meinung der Spiritisten Lebensgefahr für das Medium!

Das Bild erregte eine wahre Sensation. Nichts Derartiges hatte man bis anhin gesehen. Man untersuchte es nach allen bekannten Methoden, um eventuellen Tricks auf die Spur zu kommen. Man fand nichts und erklärte es als echt. Heute noch wird es als einer der besten Belege für psychische Materialisationen herumgeboten!

Wir veranstalteten noch zahlreiche weitere Sitzungen ähnlicher Art. Die besten Materialisationen sind alle meine Machenschaft. Bei einem der Versuche trug ich nur eine Badehose. Die Photographie zeigte eine dünne Schnur, die von meinem Nabel ausging (es war natürlich Quarkgaze), mit einem nebligen Schleier von Ektoplasma (in Falten gelegte Quarkgaze!), der sich auf der einen Seite ausbreitete. Als ich das Bild neulich

wieder betrachtete, konnte ich zu meiner großen Überraschung inmitten des weißlichen Schimmers sehr deutlich die Randborte der Gaze wahrnehmen! Doch keiner der Experten, die damals das Bild prüften, bemerkten dies. Auch aus meinem Mund läuft eine weißliche Schnur zum Schallrohr, das am Boden steht.

Gelegentlich erfand meine Phantasie bei diesem Spiel variierende Neuheiten. Indem ich um die «psychische Schnur» schwarzes Tuch legte, gab es sogar «schwarzes» Ektoplasma mit einem weißen Kopf!

Immer lagen die Hilfsmittel hinter dem Verdunkelungsvorhang. Nicht ein einziges Mal gab es bei mir eine Fehlleistung, sondern ich ertastete die Utensilien mit nachtwandlerischer Sicherheit, und kein einziges Mal hat einer der Anwesenden, von denen manche wenige Fuß von mir entfernt saßen, den geringsten Verdacht gefaßt.

Nachdem ich meine trügerischen Machenschaften beschrieben habe, muß ich noch von dem sprechen, was mir selbst unerklärlich ist, denn ein gewisser Prozentsatz der auf den Photographien aufscheinenden Phänomene sind echt, das heißt sie beruhen nicht auf meinem Zutun und den von mir verwendeten Hilfsmitteln. Von einer einzigen Ausnahme abgesehen, sind es rundliche Flecken einer weißen Substanz; vier von ihnen zeigen die deutlichen Umrisse eines menschlichen Gesichtes. Eine der Ausnahmen ist noch rätselhafter: man sieht auf der Photographie meinen Rock, dessen Knöpfe geschlossen sind, vor mir stehen. Ich hatte nie an einen solchen Trick gedacht und hatte nichts bei der Hand, ihn auszuführen; da mir jegliche Hilfsmittel dazu fehlten, konnte ich ihn auch nicht ohne mein Wissen im Trancezustand bewerkstelligt haben.

In allen derartigen Fällen hatte ich den Eindruck, als werde mein Leib «ausgedehnt» und als überfiele mich das Gefühl völligen Ausgeliefertseins; es geschah mit mir einfach etwas. Dem Augenblick der Entrückung ging ein Fallen der Temperatur im Zimmer voraus, was sowohl von mir wie von den übrigen Anwesenden wahrgenommen wurde.

Bei einem der Anlässe gab ich einem der Teilnehmer die Erlaubnis (doch geschah dies in der Trance und ich erinnerte mich nachher nicht mehr daran), ein Stück der weißen Substanz, die sich über meinem Gesicht ausbreitete, abzureißen. Das Muster wurde Percy Egerton, einem offiziell vereidigten Analytiker, zur Prüfung übergeben. In seinem Gutachten liest man:

«... ein zäher Stoff, der viele häutige und schuppige Zellen mit ihren Zellkernen enthielt. Einige der häutigen Zellen hatten keinen Kern und andere waren zerfallen. Desgleichen gab es eine große Zahl von leicht brechbaren eiförmigen Körpern, die wie Hefe aussahen, in denen sich ein paar baumwollartige Fäden befanden. Eiter fand sich keiner, aber einige Organismen und viele amorphe Abfälle. Keine Stärkezellen.»

Über die oben genannten, mir selbst rätselhaften Erscheinungen will ich mich nicht weiter auslassen, denn ich kann für sie keine Erklärung finden. Nur möchte ich beifügen, daß ich mit den geeigneten Hilfsmitteln die meisten von ihnen mindestens ebenso mühelos selber hätte bewerkstelligen können.

Merkwürdig bei allem bleibt indes die Tatsache, daß sich mitten im betrügerischen Geschehen auch echte Phänomene einstellten. Nach meiner Überzeugung bestehen die von den meisten Medien erzeugten sogenannten parapsychischen Erscheinungen (Materialisationen, aufscheinende Gesichter und Körper verschiedener Art) aus einem Gemisch von sehr viel Betrug und einem bißchen Wahrheit.

Wie man Séancen «aufzieht»

Nachdem ich von meinen Betrügereien geredet habe — was ist von den andern Medien zu halten, die ebenfalls ihr Publikum hinters Licht führen? Ich bin überzeugt, daß Hunderte dazu verleitet werden, nicht weil sie den Mitmenschen Schaden zufügen wollen, sondern weil die Umstände sie dazu verleiten und ihnen die Dinge über den Kopf wachsen.

Wenn ein Medium seine paranormale Fähigkeit entdeckt, ist es noch sehr jung. Die besondere Begabung macht es, wie es bei mir der Fall war, für einen alltäglichen Beruf höchst ungeeignet. Was ist die Folge? Irgendwie müssen die Medien ihr Brot verdienen. So suchen sie jene Leute auf, welche sie für ihre Leistungen bezahlen, und das sind die Teilnehmer an spiritistischen und okkulten Sitzungen und Zirkeln. Zwei Drittel dieser Menschen leiden unter furchtbarer Einsamkeit zufolge des Verlustes von Angehörigen oder engsten Freunden. Sie suchen, nicht selten mit herzerreißender Verzweiflung, einen Weg zur Wiedervereinigung mit ihren Lieben.

Da steht nun das Medium auf einem Piedestal, hundert unglückliche Menschen schauen zu ihm hinauf. Voll verzweifelter Begier erwarten sie etwas von ihm. Den Suchenden einen Trost zu bieten — ist das eine so große Sünde? Sie sind mit so wenig zufrieden, und es ist so leicht, es ihnen zu geben! In der besondern Atmosphäre des Séancezimmers kann man tun — beinahe was man will. Die ganze benebelnde Sphäre des Geheimnisvollen umgibt das Medium, alles, was Schwindel und Trug begünstigt. Um eine arme Seele zu ermutigen, erlaubt man sich den ersten Betrug. Ist es *einmal* geschehen, dann ist man

verloren. Die erste Unehrllichkeit hat unfehlbar andere zur Folge. Sie erreicht ihren Zweck und bringt außerdem Geld ein. Und hinter dem Medium stehen die spiritistischen und okkulten Zirkel, die den Erfolg ebenfalls wünschen und den Markt organisieren.

Der Leser stelle sich einmal vor, er stehe selbst auf einem Podium und sehe auf dieses Meer von Gesichtern hinunter, manche deprimiert und traurig, andere erwartungsvoll, andere wieder zu einem krampfhaften zynischen Lächeln verzogen, alle aber bewußt oder unbewußt durch die Hoffnung auf etwas Ungewöhnliches angespannt. Nun lasse er sich von einem einzigen Gedanken beherrschen: wie sollen diese Leute zum Eingeständnis gebracht werden, daß sie einen «Beweis» für das Weiterleben ihrer Verstorbenen erhalten haben?

Man muß sich die Mentalität der durchschnittlichen Besucher solcher Sitzungen vor Augen halten und nach den Gesetzen der Wahrscheinlichkeit vorgehen. Man verkündet daher, daß eine Botschaft von jemand aus dem «Jenseits» kommen werde, der John oder Jack, Elisabeth oder Mary heißt. Die meisten Anwesenden sind zwischen vierzig und sechzig Jahren alt. Fast alle hatten jemand mit einem dieser bekannten Vornamen, der inzwischen gestorben ist, in der nähern Verwandtschaft, wahrscheinlich sogar einen Blutsverwandten. Wenn man den Blick über die Versammlung schweifen läßt, fallen einem sicherlich ein paar Leute auf, die den genannten Namen «erkennen». Nun muß man sie durch andere «Beweise» davon überzeugen, daß die Botschaft wirklich von dem Verstorbenen kommt, an den sie durch den Namen erinnert werden.

Es gibt viele erprobte Formeln, die gute Dienste leisten. Eine der besten lautet folgendermaßen: «Der ‚Geist‘ sagt, daß es ein Bild von Onkel X. gibt — einem ältlichen Herrn mit Bart und steifem Kragen. Sie bewahren das Bild in einer Schachtel auf, die in der obersten Schublade neben den Taschentüchern liegt.»

Frage man mich nicht, warum — aber fast jedermann in diesem Alter hat ein Bild, auf das obige vage Beschreibung paßt,

in irgendeiner Schublade, in der auch Taschentücher liegen. Sollte dies ausnahmsweise nicht zutreffen, dann spreche man von einer Frau mit gewellten Haaren und großer Büste. Der alte Herr sah immer König Eduard ähnlich und die ältere Frau Königin Viktoria! In fünfzig Jahren wird man von der Ähnlichkeit mit einem bekannten Star des Films oder des Fernsehens reden.

Mit weiteren derartigen Tricks gewinnt man das Vertrauen immer stärker und sicherer. Bestimmt starb einmal jemand aus dieser Familie an Krebs. Wohl ein Drittel der Anwesenden war mit einer Frau nahe verwandt, die an Brustkrebs operiert wurde und später an diesem Leiden starb. Alle diese Aussagen werden als «Beweise» anerkannt. Falls eine junge Frau in Schwarz und mit allen Anzeichen der Trauer auf die Nennung eines Namens reagiert, weiß man zum vornherein, daß sie ein Kind, einen Elternteil oder den Gatten verloren hat. Ein bißchen Psychologie, einige vorsichtig tastende Versuche — und in neunundneunzig von hundert Fällen kann der Erfolg nicht ausbleiben. Man muß nur auf das genau achten, was die Leute selbst auch sagen und wie sie reagieren, und man muß etwas Phantasie und Schlagfertigkeit besitzen —, dann ist es leicht, sich ein Bild zu machen und dieses farbig auszumalen.

Natürlich ist hin und wieder jemand nicht so leicht zu durchschauen und zu führen. Dann ist es Zeit, eine andere Formel her vorzuholen, um das Gesicht zu wahren, zum Beispiel: «Möchte sich bitte die Dame (oder der Herr) neben Ihnen konzentrieren, es scheint, daß sich ein Kontakt einstellen will.» Nach einiger Übung erkennt man die am leichtesten zu behandelnden Menschen auf den ersten Blick.

Seit dem Krieg mit seinen vielen Opfern ist für das spiritistische Medium alles noch viel leichter geworden. Spricht man von einem John oder Peter, der über Deutschland abgeschossen wurde, so melden sich in der Versammlung fast ausnahmslos Verwandte von solchen. Das Schema für eine entsprechende Schilderung ist äußerst einfach, aber man wird die phantasievolle Erzählung immer als höchst eindruckliches «Hellsehen»

hinnehmen. Hatte ich in solchen Fällen zwischendurch echte Gesichte, dann konnte ich meist auch den Beruf richtig angeben. Von Angehörigen der Luftwaffe konnte ich häufig sagen, ob sie Pilot, Beobachter oder Schütze gewesen waren, da ich die Abzeichen vor meinem innern Auge sah.

Die hier gemachten Andeutungen über vorgetäushtes Hellsehen sind noch sehr primitiv. Es gibt Medien, die sich in der Deutung und Auswertung von derartigen Wahrscheinlichkeitsannahmen als wahre psychologische Genies entpuppen. Auch stellt sich bei den meisten Medien zwischenhinein immer wieder ein echtes paranormales Gesicht ein. Ein einziges solches aber verleiht der ganzen Prozedur einen neuen Schwung und läßt die Begeisterung, wie Hefe den Teig, mächtig aufschwellen. Kann man beispielsweise von Onkel Jack, dessen Bild in der Schublade neben den Taschentüchern liegt, mit Bestimmtheit erklären, er habe ein hölzernes Bein gehabt, dann kann bei vielen Besuchern der Eindruck wunderbarer «Magie» nicht mehr ausbleiben.

Auf Grund vieler Erfahrungen bin ich überzeugt, daß in solchen Versammlungen nur ganz wenige Medien mehr als höchstens ein Drittel echter parapsychischer Visionen haben. Sie benötigen gar nicht mehr. Man wünscht ja immer nur dieselbe Art von «Beweisen». Diese lassen sich mit Psychologie, phantasiervoller Ausmalung und einem gelegentlichen echten Gesicht mühelos liefern und werden wie Wunder bestaunt. Auf die Dauer beeinträchtigen die leichten Erfolge die Zuverlässigkeit der Hellscher und schwächen ihr Talent. Seitdem ich dem Spiritismus den Rücken gekehrt habe, mußte ich unablässig gegen die schlechte Angewöhnung ankämpfen, Lücken in den geschauten Bildern mit eigenen Zutaten auf Grund von psychologischen Annahmen, Assoziationen und logischen Schlüssen auszufüllen. Medien, die ihre Visionen durch derartige Mittel «verbessern», mindern ihre parapsychischen Fähigkeiten unweigerlich herab und verderben sie. Das ist wohl auch einer der Gründe, warum die paranormalen Talente mit zunehmendem Alter abnehmen.

Für die meisten Medien bilden öffentliche Versammlungen nur das Vorspiel zur eigentlichen Hauptbeschäftigung. Sie sind der Speck, mit dem man die Mäuse fängt. Seinen Lebensunterhalt verdient das Medium durch die Privataudienzen. Die meisten Leute, die in öffentlichen Sitzungen irgendwelche verschwommene «Botschaften» erhalten haben, wollen den Hellscher nachher persönlich sprechen.

Ein sehr bekanntes, aber nur mit Betrug operierendes Medium gestand mir einmal, daß es in öffentlichen Zirkeln mit Vorliebe bloß vage Mitteilungen mache. «Das macht diese Witwen und Vereinsamten neugierig, und sie kommen dann wieder, um mehr zu erfahren», fügte er mit kalter Berechnung hinzu. Dieser Mann lieferte in seinen Versammlungen jeweils einen einzigen, sehr eindrucksvollen «Beweis» seiner Tüchtigkeit, indem er — einen Spießgesellen ins Publikum setzte!

Viele der privaten Besucher tragen deutliche Zeichen zur Schau, die auf eine Spur führen, zum Beispiel Abzeichen eines Regimentes, der Air Force oder Navy oder was es sonst sei. Auch ohne sichtbare Zeichen machen einem die meisten Leute die Arbeit sehr leicht. Nach ein paar vorsichtigen, einleitenden Bemerkungen kann das Medium alles aus dem Besucher herausholen, was zu wissen nützlich ist. «Ah, Sie meinen Bob?» ruft etwa eine Dame aus, nachdem in vagen Ausdrücken von einer noch ganz undefinierbaren Persönlichkeit die Rede gewesen war. «Nein, nicht Bob», antwortet das kluge Medium. Von Bob wird es erst später wieder Gebrauch machen, wenn die Besucherin längst vergessen hat, was sie über ihn erzählte; dann aber werden die Mitteilungen über Bob wie Offenbarungen aufgenommen. Ich selbst versuchte meine Besucher vom verbreiteten Hang zu Erzählungen und Bekenntnissen immer abzuhalten, denn sie legen die «Psi»-Gabe völlig lahm.

Es gibt viele Wege, sich nützliche Informationen über seine Besucher zu beschaffen. Vor nicht langer Zeit hörte ich erstmals von einem sehr ingenüösen Kniff. Ein Medium, das im verdunkelten Zimmer mit lauter Betrug operierte, konnte über gele-

gentliche Besucher seines Privatzirkels auf einmal überraschend zutreffende Aussagen machen. Wie das kam, erfuhr ich später von seiner Frau. Das Medium verlangte, daß die Besucher alle ihre Sachen in einem Vorzimmer ließen. «Sie dürfen nichts auf sich tragen», sagte es ihnen, «das mir helfen könnte, Sie zu identifizieren, oder das die Kraft ablenkte. So nur können Sie sicher sein, daß die Botschaft aus der andern Welt kommt.» Sobald die Lichter gelöscht waren, durchsuchte seine Frau die hinterlegten Handtaschen und Mäntel. Durch ein Mikrophon teilte sie dem Gatten, der einen Empfänger auf sich trug, mit, was sie gefunden hatte und einen Anhaltspunkt bot.

Einmal fand sie einen Detektivausweis. «Die Frau im grünen Jumper ist ein Spion», flüsterte sie dem Gatten durchs Mikrophon zu. Das Medium hütete sich wohlweislich vor Aussagen, die gegen das Gesetz über Wahrsagerei und Hexenwesen irgendwie verstoßen hätten. Der schlaue Betrüger ging noch weiter: er erklärte der Polizeiaagentin, sie habe ausgesprochene mediale Anlagen und sei sehr «psychisch». Am Schluß der Sitzung bebt die Agentin vor freudiger Erregung und war von der Echtheit der Phänomene felsenfest überzeugt.

Im übrigen geben sich die meisten Medien wenig Mühe, wenn der Besucher nicht wohlhabend ist. Vor Beginn der Audienz ist in der Regel eine Guinee zu entrichten. Sobald der Kunde so viel erzählt hat, daß sich daraus mehr erschließen läßt, wird für mehr ins Persönliche gehende Eröffnungen eine weitere Guinee verlangt. Wenn ein ganz besonderes Problem gelöst werden soll, läßt sich manchmal eine dritte Guinee herausholen; für die Antwort auf seine Fragen hat ohne sein Wissen der Besucher natürlich selbst vorher die wesentlichen Elemente beige-steuert.

Wo aber mehr zu holen ist, werden vor der Sitzung die nötigen Unterlagen planvoll gesammelt. Es gilt, den Klienten richtig «einzustecken». Hat z. B. eine Dame angerufen und um einen Privatbesuch in ihrem Hause gebeten, dann muß man zuerst feststellen, ob ihr Heim in einem «guten Quartier» liegt. Sogar ein Spürgang um ihr Haus herum kann sich lohnen. Aus der

Art der Vorhänge und aus anderen sichtbaren Zeichen lassen sich allerhand Schlüsse ziehen. Vielleicht entdeckt man ein Auto oder eine Garage.

Sind die ersten Anzeichen vielversprechend, dann setzt eine gründliche Nachforschung ein. Die staatlichen Büros in Somerset House leisten dafür ausgezeichnete Dienste und haben schon viele «Wunder» verursacht. Aus dem Stimm- und Einwohnerregister sind Namen und Vornamen der neuen Klientin meist leicht zu erfahren, ebenso die Namen von Gatte und Kindern. Alte Telefon- und Adreßbücher verraten die Namen früherer Besitzer des Hauses. Schon diese wenigen Daten können bei privaten Sitzungen tiefen Eindruck machen, wenn sie im richtigen Augenblick vorgebracht werden.

Für eine geringe Gebühr besorgt einem Somerset House noch weitere Unterlagen: den Mädchennamen der Dame, Datum ihrer Geburt, Zeit und Ort der Heirat, Namen und Geburtsdaten der Kinder, die Namen ihrer Eltern, den Beruf ihres Vaters, auch Namen und Beruf des Großvaters. In der Abteilung für Testamentsvollstreckung erhält man oft genaueste Einblicke in die Vermögensverhältnisse. Todesanzeigen enthalten die Namen der nächsten Verwandten und oft noch andere wertvolle Einzelheiten. Es ist auch nicht schwer zu erfahren, welche Verwandten noch am Leben und welche vor kurzer oder längerer Zeit gestorben sind. Von Somerset House hat man nur über die Straße zu gehen, wenn man auch über das Geschäft des Gatten nähere Auskünfte wünscht. Eine bis zwei Stunden für derartige Erkundigungen aufgewendet, machen sich reichlich bezahlt; aus ihnen lassen sich «Gesichte», «Botschaften» und «Beweise» aufbauen, welche die intelligentesten Leute zum Staunen bringen. Vielleicht erhascht man auf diese Weise einmal einen fetten Karpfen, und dem Medium eröffnet sich der mühelose Aufstieg über eine goldene Treppe.

Nachforschungen sind jedoch nicht immer notwendig. Die reichen Milchkühe unter den Spiritisten sind meistens allen bekannt. Wenn sie von einem Medium zu einem andern hinüber-

wechseln, sind die sie betreffenden Daten leicht zu erfahren. Viele Medien, besonders jene, die in Gruppen, Zirkeln und Vereinen zusammenarbeiten, bilden eigentliche Hilfsgenossenschaften auf Gegenseitigkeit. Ich erhielt oft genug Telephonanrufe etwa der folgenden Art: «Kennen Sie die Dame X? Sollte sie zu Ihnen kommen, dann erzählen Sie ihr, daß ihr Sohn Bob im ‚Jenseits‘ glücklich ist. Übrigens habe sie seinen Cricketschläger aus der Gerätekammer in ihr Schlafzimmer herübergenommen. Das wird sie glücklich machen. Nebenbei — Ihr Herr Soundso wird morgen zu mir kommen. Was soll ich ihm erzählen?» In dieser Weise werden die Geheimnisse der Klienten wie Spielkarten von Hand zu Hand gegeben, und alle fahren wohl dabei.

Gelegentlich hecken mehrere Medien gemeinsam etwas aus, um einen Klienten zu überraschen und fester an sich zu binden. Ein Medium sagt z. B. einem andern: «Sei so freundlich und rufe Frau Soundso an und sage ihr, Du habest eben die Botschaft erhalten, daß ihr Sohn Bob in meiner morgigen Séance erscheinen werde.» Solche «Zwischenträgerei» ist besonders nützlich, wenn das Interesse eines Besuchers nachzulassen beginnt. Der Anruf des ihr unbekanntem Mediums wird Frau Soundso in große Aufregung versetzen; ihr Interesse für den Spiritismus ist neu geweckt, und als williges Schäflein kehrt sie zur Herde zurück.

Eine andere Möglichkeit! Ein Medium A. hat alle nötigen Informationen über eine Frau N. eingelesen; es wäre lohnend, sie für sich zu gewinnen. Das Medium weiß, daß die Tochter der Dame im Zirkel eines Kollegen mitmacht. Eine Unterredung mit dem Freund bringt die Sache ins Rollen. In der nächsten Séance verkündet das Medium B. der Tochter, von der es die ganze Familiengeschichte längst kennt, plötzlich die Meldung eines «Geistes», daß sich ihre Mutter mit dem Medium A. in Verbindung setzen sollte, da dieses für sie eine Botschaft empfangen habe. Begreiflicherweise ist Frau N. durch die Mitteilung höchst beeindruckt und eilt sobald wie möglich zum Medium A.

Dieser Austausch von Informationen und diese gegenseitige

brüderliche Hilfe ist unter Medien sehr verbreitet. Indes ist auch das Gegenteil nicht selten. Ich kenne keinen Beruf, in dem Eifersucht, üble Nachrede und Verleumdung so häufig sind wie hier.

Es ist noch nicht lange her, daß ein bekannter Hellseher einem ihm befreundeten Medium einen freigebigen Klienten abspenstig machte. Der «Freund», der zusätzlichen Einnahme von wenigstens fünf Pfund in der Woche beraubt, wartete auf eine Gelegenheit, sich zu rächen. Etwa nach einem Monat wurde er vom ersten Medium um Auskünfte über einen anderen Kunden angefragt. Er erzählte ihm viele Einzelheiten, teils reine Erdichtungen, teils das gerade Gegenteil der Wahrheit, und in der nächsten Séance gab sich das erste Medium eine Blöße sondergleichen.

Von einem Medium wird ein Besucher äußerst selten die Wahrheit über einen Kollegen erfahren. Arbeiten die beiden nicht zusammen, dann wird die Antwort etwa lauten: «Ums Himmels willen, gehen Sie nicht zu diesem! Er hat so unsaubere Schwingungen in seiner Aura. Es könnten welche an Ihnen haften bleiben.» Oder auch: «Sie dürfen die Schwingungen nicht durcheinandermischen, das wäre verhängnisvoll. Was würde John auf der ‚andern Seite‘ dazu sagen? Sie müssen an ihn denken.»

Doch nichts vom ganzen spiritistischen Krimskrams ist so nutzbringend wie der Glaube an die «Schutzgeister». Sie bieten die größte Hilfe bei Täuschungen und Betrug. Mit ihnen hält man die Kunden bei der Stange. Sie sorgen dafür, daß die fetten Gänse goldene Eier legen.

Der Schutzgeist ist jenes immaterielle Wesen, das einem bestimmten Medium angeblich verbunden ist und durch seinen Mund spricht. Er ist sozusagen sein Zeremonienmeister in der «anderen Welt». Er ruft die Geister der verstorbenen Verwandten der Kunden und Besucher herbei und hilft ihnen, sich durch den Mund des Mediums kundzutun. Der Schutzgeist bringt die Botschaften aus der Astralwelt. Er ist Ratgeber und Führer für alle jene, die auf seine prophetischen Worte hören.

beobachten sind, greifen oft zu Betrügereien; sogenannte «physische» Medien, die Materialisationen erzeugen, kommen selten ohne Betrug aus. In der Regel sind es kräftig gebaute Leute, weil sie, wie es heißt, «schwere physische Last zu tragen haben». Allerdings, sie haben körperliche Kräfte sehr nötig — nicht wegen der «Geistesmacht», der sie standhalten müssen, sondern weil es, um schwere Tische in die Luft zu heben, starke Muskeln braucht! Ein kräftiger Körper ist auch von Vorteil, um «das Handwerkszeug mitzutragen», d. h. alle Utensilien auf sich versteckt zu halten, die für die Vorstellung benötigt werden.

Zur Begleiterscheinung des Spiritismus gehören seit je die Materialisationen. Ihre Formen haben sich kaum gewandelt. Was in den Berichten aus früheren Jahrzehnten an Wahrheit enthalten ist, darüber will ich mich nicht äußern. Heute, daran zweifle ich nicht, sind wohl achtzig bis neunzig Prozent der Materialisationen reiner Trug.

Die bekanntesten Arten von Materialisationen bestehen in folgendem:

Jedermann weiß von den Klopflauten, besonders den klopfenden Tischen. Nach der Meinung der Spiritisten soll die Erscheinung von den Geistern, die das Medium herbeigerufen hat, verursacht werden. Auf einfache Fragen wird solch ein stummer «Geistfreund» manchmal Antwort geben: *ein* Mal klopft er, um zu bejahen, zwei Mal, um zu verneinen. Daß sich dies durch Tricks sehr leicht bewerkstelligen läßt, liegt auf der Hand. Merkwürdigerweise scheint sich das Phänomen oft auch ohne Beihilfe einzustellen. Da es so bekannt und anfängerisch ist, verlegen sich betrügerische Medien selten darauf. An einer Séance in Kilburn war ich Zeuge, wie mehrmals heftiges Klopfen an verschiedenen Stellen des Zimmers zu vernehmen war. Der Geist, der es angeblich hervorrief, stellte sich selbst als eine Klosterfrau vor. Lärmend ging sie im verdunkelten Zimmer umher und trat mir dabei versehentlich zweimal auf die Zehen. Nach meiner Empfindung muß sie Schuhnummer 46 besessen haben!

Als nächstes kommt die Telekinese, d. h. die Bewegung von Gegenständen im Raum auf Grund bloß gedanklicher, psychischer Einwirkung, ohne materielle Ursache. Sprachrohre, Möbelstücke und andere Gegenstände bewegen sich aus freien Stücken fort. Man rechnet hierher auch die Apporte, d. h. das Auftauchen von Gegenständen im Séanceraum, die sich nachweislich anderswo befunden hatten, sowie Levitationen des Mediums.

Ein geübtes Medium kann all das leicht selber bewerkstelligen. Metermaße und ausziehbare Stäbe dienen als Hilfsmittel. Mehr als einmal wurden Medien dabei erwischt, wie sie sich von einem Helfer samt dem Stuhl, an den sie angebunden waren, in die Höhe heben ließen. Hört man die Stimme des Mediums plötzlich von der Decke heruntersprechen, dann hat es sich wahrscheinlich einfach auf den Stuhl gestellt.

Ein frecher Schurke aus meinem Bekanntenkreis lockte durch viele Apporte die Leute in seine Zirkel. Als Sitz benutzte er eine altmodische Kommode, in der alles Nötige bereitlag. Einmal fiel einem Teilnehmer ein Strauß künstlicher Blumen in den Schoß. Als man das Licht anzündete, fand man noch den Preiszettel über drei Schilling elf Pence darangeheftet. Ohne mit einer Wimper zu zucken, erklärte der Kerl, das sei der schlagendste Beweis für die Echtheit des Phänomens, denn sein Schutzgeist sei manchmal etwas langfingrig und habe die Blumen offenbar aus einer Auslage gestohlen und hergebracht.

Endlich gibt es die sogenannten Ektoplasmen und Phantome. Wie man Ektoplasmen künstlich erscheinen läßt, habe ich schon erzählt. Das ist gang und gäbe. Man braucht dazu Quark, Seidenpapier, Gaze und andere durchsichtige Stoffe. Für Phantome benötigt man die gleichen Materialien; doch muß man auf den Stoff noch ein Gesicht malen oder eine große Photographie unter dem durchsichtigen Gewebe anbringen oder mit einer Quarkschicht bestreichen. Ein bekanntes physisches Medium benutzte für seine Machenschaften ein leichtes viktorianisches Arbeitstischchen mit einem aufklappbaren Deckel. Zuerst ließ es das Tischchen in der Luft schweben, dann mit Hilfe eines auszieh-

baren langen Stabes sich im ganzen Raum herum bewegen. Endlich erschien auf ihm ein atlantischer Priester. Das war das Paradestück seiner «psychischen» Vorstellung.

Eine kalte Hand, die einem über die Wange streichelt, eine Bürste ungewöhnlicher Form, die über das Haar fährt, das sind Dinge, die im Dunkel höchst aufregend wirken können. Nur strengste wissenschaftliche Vorsichtsmaßnahmen können derartige Tricks ausschalten. Meines Wissens werden noch andere Kunstgriffe angewandt und noch andere «Erscheinungen» zum Besten gegeben. Eine Dame aus meinem Bekanntenkreis erzählte mir einmal nach einer Sitzung, der sie beigewohnt hatte, mit Abscheu: «Offenbar werden sie im Astralreich sehr liebebedürftig.» Wenn man ein Medium am Gebrauch seiner Hände tatsächlich hindern will, gibt es nach meiner Erfahrung nur *ein* zuverlässiges Mittel: man bindet seine beiden Daumen unlösbar zusammen. Dieser Maßnahme sind keine Entfesselungskünste gewachsen.

Aus dem Gesagten dürfte zu ersehen sein, wie leicht sich im verdunkelten Sitzungszimmer vielerlei Blendwerk fabrizieren läßt. Erstaunlich bleibt es, daß sich so viele Leute so leicht hinter Licht führen lassen. Es mag daran liegen, daß sie vom spiritistischen Glauben besessen sind und darum vor den Phänomenen, die ihrer Meinung nach Botschaften aus einer andern Welt bringen, den Gebrauch der Vernunft verlieren. Ein listenreiches Medium, das zugleich ein scharfsinniger Psychologe ist und mit Wort und Stimme suggestiv zu wirken versteht, bringt sie restlos aus der Fassung. Die ganze Aufmachung ist dazu angetan, die kritischen Fähigkeiten außer Funktion zu setzen: die Dunkelheit, die den Verstand einschläfernde Musik, die einnehmende und oft magnetische Persönlichkeit des Mediums. Viele Teilnehmer bringen außerdem aus ihrer Vereinsamung heraus ein geradezu verzweifelt Verlangen mit, etwas Ungewöhnliches zu erleben; sie leisten dem Medium, wie ich glaube, oft eigentliche Handlangerdienste. Wenn man Erzählungen von persönlichen Erlebnissen von wunderreichen Erscheinungen hört, dann halte

man sich auch vor Augen, daß anscheinend wenige Menschen zur genauen Schilderung der Ereignisse an solchen Sitzungen fähig sind. Was sie gesehen und gehört haben, wird gewaltig aufgebauscht. Ich habe von Teilnehmern Schilderungen von meinen eigenen Veranstaltungen gehört, die diese zur wunderbarsten Unkenntlichkeit entstellten.

*

Mein Abschied vom Spiritismus vollzog sich in dramatischer Weise.

Ich war entschlossen, eine große Veranstaltung mit einer wahren Sturzflut psychischer Phänomene aufzuziehen. In meiner Börse herrschte anhaltende Ebbe, doch wußte ich, daß «der Herr vorsehen» werde. Ich besaß kaum noch das Geld für die Marke des Briefes, mit dem ich die Albert Hall für 157 Pfund mietete. Einige Tage, nachdem ich ihn abgesandt, wurde mir die benötigte Summe bei einer Flasche Bier über den Bartisch zugeschoben. Sie kam von einem Freund, Geoffrey Morris. Geoffrey war ein Nervenbündel, er starb wenig später an Sklerosis. Er hatte festes Vertrauen zu mir und hatte mir stets das Geld für größere Versammlungen vorgestreckt. Als wir bei einem Trunk nebeneinander standen, erzählte ich ihm mit etwas ängstlicher Schüchternheit, daß ich die Albert Hall gemietet hatte und nun irgendwo mehr als 150 Pfund auftreiben müsse. Geoffrey sagte kein Wort. Als ich eine weitere Runde zahlte und von der Kasse zurückkam, lag an meinem Platz in einer Bierlache ein Scheck von ihm. Der Geschäftsführer der Albert Hall erklärte mir, die Miete sei ihm noch nie so frühzeitig bezahlt worden.

Sobald die Ankündigung der Versammlung erschien, holten die Spiritisten zum Angriff aus. Mit Pauken und Trompeten wurde ich in Acht und Bann getan. Glücklicherweise hatte ich mit dem früheren Leiter der *Psychic News*, Abdy Collins, einen Vertrag abgeschlossen, der mir Raum für Inserate zusicherte, sonst hätte der Druck, den man auf die Zeitschrift ausübte, die Aufnahme der Anzeigen verhindert. Man mußte sich mit Leit-

artikeln gegen die Veranstaltung begnügen. Auch die übliche Ernte an anonymen Telephonanrufen und Zuschriften blieb nicht aus. Zwischen führenden Mitgliedern spiritistischer Vereinigungen und mir kam es zu einem gepfefferten Briefwechsel, den die *Psychic News* abdruckte. Man bestritt energisch, daß ich zu einem Auftreten in der Albert Hall berufen sei.

Allen Alarmrufen und Widerständen zum Trotz hob sich am 25. Oktober 1947 der Vorhang in der Albert Hall zur «Hundertjahrfeier psychischer Phänomene» (Centennial Cavalcade of Psychic Phenomena). Nahezu zweitausend Menschen waren erschienen. Ich glaube, sie sind auf ihre Rechnung gekommen. Edmundo Ros, der Leiter einer bekannten Kapelle, sprach von seinen Erfahrungen mit der Parapsychologie; ich hatte ihm früher mit ausgezeichneten Gesichtern dienen können. Auf eine Leinwand von fünfzig Fuß Breite projizierte man Photographien, die Leon Isaacs in meinen Sitzungen aufgenommen hatte. Als es zu hellseherischen Demonstrationen kam, war ich ausgezeichnet in Form.

All das gipfelte im Auftreten des «Toten Bob». Bob war ein Vetter meiner Frau. Seit der Einnahme von Singapore durch die Japaner wurde er vermißt. Zweimal tauchte er darnach in spiritistischen Sitzungen auf, um Kunde vom «Jenseits» zu geben. Als Marjorie eines Abends an einer Versammlung im Garrick-Theater teilnahm, verkündete Frau Estelle Roberts unversehens, daß ihr Schutzgeist «Rote Wolke» für meine Frau eine Botschaft habe. «Bob meldet sich für Marjorie», rief Estelle mit ihrer klangvoll saftigen Stimme. Es könnte sein, meinte Marjorie, daß sie jemand dieses Namens verloren habe. Estelle gab eine Beschreibung, die offensichtlich auf Bob zupaßte, und wartete mit einer ausgezeichneten hellseherischen Leistung auf. Die *Psychic News* gab diesem «Beweis aus dem Reich der Toten» die gehörige Publizität. Später machte sich auch ein Sprachrohr-Medium anheischig, mit Bob in der «andern Welt» Kontakt aufgenommen zu haben.

Unter der großen Spannung der zahlreichen Teilnehmer in

der Albert Hall erzählte ich diese ganze Geschichte. «Und nun», so fuhr ich fort, «werde ich Ihnen beweisen, daß einer manchmal von den Toten wieder auferstehen kann.» Auf ein Zeichen von mir trat Bob auf die Bühne. Da brach ein Höllenlärm los. Als ich nach fünf Minuten wieder zu Worte kam, holte ich zu weiteren Erklärungen aus. Die hellseherische Leistung in der ersten Séance, so betonte ich mit Nachdruck, war ganz ausgezeichnet gewesen, das Medium hatte eine exakte Beschreibung Bobs gegeben. Aber seine Vision wurde fälschlicherweise als Botschaft aus dem Jenseits gedeutet, was sie offensichtlich nicht war. Parapsychische Phänomene und Hellsehen sind eine Tatsache, rief ich der Versammlung zu, aber sie sind nicht notwendigerweise auch ein Beweis für das Fortleben nach dem Tode. Solange man sie nicht von allem pseudoreligiösen Beiwerk befreit, wird man sie nicht mit der nötigen Objektivität studieren können.

Als ich Geoffrey zurückbezahlt hatte, mußte ich an die zusätzlichen hundert Pfund für die Unterhaltungssteuer noch aus eigener Tasche zulegen. Die Steuer hätte ich mir ersparen können, wenn ich den spiritistischen Krimskrams mit Hymnen und Gebeten ins Programm eingeschlossen hätte. Aber die deutliche Stellungnahme dagegen war mir mehr wert als ein finanzieller Erfolg. Es war die öffentliche Kundgabe meiner restlosen Absage an den Spiritismus.

Diesem Schritt ging ein geistiger Kampf in mir voraus, der mich beinahe den Verstand kostete. Auch nachher noch verfolgten mich Zweifel. Sogar meine von mir selbst erschaffenen Schutzgeister waren so sehr Teil meines Selbst geworden, daß ich ihrer nicht sogleich los wurde. Waren es nicht doch Stimmen von Abgestorbenen? Hatte ich mich wirklich richtig entschieden? Hatten alle diese großen Namen in der Geschichte des Spiritismus tatsächlich unrecht gehabt? Während Wochen gingen mir derartige Fragen durch den Kopf. Ich konnte kaum mehr schlafen. Ich war beinahe am Ende meiner Kräfte und kannte niemand, an den ich mich hätte um Rat wenden können.

Während es mir wieder einmal in dieser Weise wirr im Kopf umging, kam ich an einer katholischen Kirche vorbei. Da durchfuhr mich der Gedanke, ich könnte in sie eintreten und einmal bei der ältesten der christlichen Kirchen Schutz suchen. Ich trat ein, kaufte eine Votivkerze und trat zum Marienaltar. Ich sprach kein Gebet, zündete aber die Kerze an, stellte sie vor dem Marienbilde auf und trat wieder auf die Straße.

Zum erstenmal seit Wochen wurde mir in dieser Nacht ein ruhiger Schlaf geschenkt. Als ich am andern Morgen erwachte, wußte ich, daß ich dem Spiritismus und allem Schwindel für immer den Rücken gekehrt hatte. Ich wußte auch, daß ich mich nach Afrika aufmachen mußte.

Neubeginn in Südafrika

Ich habe das Leben nie als eine unabänderliche, schicksalhafte Reise angesehen, die ein himmlischer Befehlshaber zum voraus unbedingt festgelegt hätte. Es ist eher wie eine Fahrt ins Blaue oder ein Sonntagsausflug, dessen Ziel noch nicht bestimmt ist. Die Laune des Augenblicks, die man freien Willen nennt, kann ihm eine unerwartete neue Richtung geben. Und doch scheint es, daß nicht wir selber es sind, welche über die große Linie entscheiden. Alle bedeutsamen Wendepunkte in meinem Leben waren so eng mit meiner Vergangenheit und Zukunft verkettet, daß ich ihnen, auch wenn ich gewollt hätte, schwerlich hätte ausweichen können.

Meine Reise nach Afrika entsprang nicht einer augenblicklichen Laune. Im genannten Zeitpunkt meines Lebens stand die Gewißheit plötzlich vor mir: der Tag zur Abreise ist gekommen. Ich hatte immer schon gewußt, wahrscheinlich durch «Psi», daß ich einmal nach Afrika gehen werde. Auch hatte die liebe alte Dora es mir prophezeit — «Dora, so ehrlich wie der Tag lang ist», sagten wir von ihr. Ich begegnete ihr durch Vermittlung einer Dame, die in Lisle Street Zimmer an Mädchen vermietete. In den Tagen des Goldrausches von 1910 hatte sie einen Südafrikaner geheiratet. Sie wünschte, nach dem Krieg dorthin zurückzukehren. Sie lese es aus ihren Tarockkarten, sagte sie mir, daß ich in naher Zukunft ebenfalls dorthin reisen werde. Schlagartig sah ich im gleichen Augenblick ein weißes Haus von eigenartiger Architektur vor meinem geistigen Auge. Genau so sah das Haus aus, in welchem ich später in Kapstadt wohnte.

Nachdem ich den Entschluß gefaßt hatte, ergab sich wie

immer alles sozusagen von selber, obwohl ich noch nicht einmal wußte, wie ich das Reisegeld aufreiben sollte. Ich probierte es mit einer Anzeige im Schaufenster eines Tabakgeschäftes: Möblierte Wohnung für 500 Pfund zu vermieten. Schon am andern Tag kam jemand, sah sich die Wohnung an, war mit dem Betrag, den zu erhalten ich nie erwartet hatte, einverstanden, und ich händigte den Schlüssel aus. Alle Schiffsplätze waren für längere Zeit besetzt. Da mich die Ungeduld hetzte, nahmen meine Frau und ich das Flugzeug. Als der Fahrpreis bezahlt war, blieben uns noch genau zweihundert Pfund, um in einem fremden Land ein neues Leben zu beginnen.

Dieser Lebensabschnitt sollte für mich einer der erfolgreichsten werden, aber begonnen hat er nicht sehr glücklich. In Kairo machten wir Zwischenstation. Mir schien, ich sei es Men Kau Ra schuldig — dem Pharao, den ich zum Schutzgeist auserkoren hatte —, sein Land ein wenig anzusehen. So besuchten wir eine Reihe alter Gräber. Leider aßen wir unterwegs nicht im allerbesten Restaurant einen Salat. Als wir in Johannesburg ankamen, waren wir regelrecht krank. Wir hatten Dora, die wieder in Johannesburg lebte, ein Telegramm geschickt. Aber wir konnten uns nicht mehr bewegen, und zwei Personen, die eben aus England ankamen, fanden uns in unserem Zimmer schon halb tot. Das Übel, an dem wir litten — eine Art von Dysenterie —, nennt man dort Aprikosenfieber. Unsere Engländer holten eiligst einen Arzt, wahrscheinlich hat er uns das Leben gerettet. Es dauerte mehrere Tage, bis wir wieder hergestellt waren. Dann setzte ich mich sogleich mit einer Miß Goldberg in Verbindung, deren Bekanntschaft ich in London gemacht hatte.

Miß Goldberg spielte bei den Spiritisten in Johannesburg eine große Rolle. Sie nahm uns mit größter Liebenswürdigkeit auf und bat mich, in ihren Versammlungen aufzutreten. Obwohl ich nichts mehr mit dem Spiritismus zu tun haben wollte, mußte ich irgendwie meinen Lebensunterhalt verdienen. Im Augenblick stand mir kein anderer Weg offen; vielleicht wären die Spiritisten in Südafrika anders, dachte ich mir. Sie waren nicht anders.

Nach zwei Vorträgen mit Demonstrationen sagte ich die versprochenen zwei weiteren Sitzungen ab. Meine Ansichten erregten bei diesen Spiritisten das größte Mißfallen. Berufsmedien wurden nicht nur schief angesehen, sondern regelrecht in Bann getan. Was schlimmer ist — den ganzen Jargon und die ganze Heuchelei, der ich entflohen war, fand ich hier wieder, nur daß die Methoden der Südafrikaner noch recht roh und ungeschliffen waren und ihre hellseherischen Leistungen noch geringer als jene der Engländer. Ich sagte mir, daß ich all diesem Zeug jetzt abgeschworen hatte. Also beschloß ich, lieber Hungers zu sterben, als mich wieder damit einzulassen.

Mehrere Wochen vergingen, ohne daß sich etwas zeigte. Die Lage wurde kritisch. Die zweihundert Pfund waren bedenklich zusammengeschmolzen. Da fand ich auf der Straße ein Hufeisen. In Wirklichkeit stammte es nicht von einem Pferd, sondern von einem Maulesel, aber mit ihm nahmen die Dinge eine andere Wendung. Am gleichen Morgen entdeckte ich Escom House, in dem sich ein amphitheatralisch aufsteigender Saal mit guter Akustik befand. Das war der richtige Ort für mich. Der Geschäftsführer, ein Herr Hubble, schüttelte zweiflerisch den Kopf, als ich ihm erzählte, was ich vorhatte: ich wollte Vorstellungen geben und den Saal mieten. «Dergleichen hat hier nie Erfolg», erwiderte er mir. «Versuchen Sie es, wenn Sie unbedingt wollen, aber ich würde Ihnen abraten.»

Ich mietete den Saal auf unbestimmte Zeit für jeden Mittwoch. Herr Hubble, der sich einem eben angekommenen Fremden gegenüber hilfreich erweisen wollte, erklärte mir, ich könne von dieser Abmachung jederzeit ohne weiteres zurücktreten. Er war, wie er mir später gestand, überzeugt, daß das Unternehmen fehlschlagen werde. Anschließend begab ich mich auf die Inseratenabteilung der *Johannesburg Evening News* und rückte für fünf Pfund eine doppelspaltige Bekanntmachung ein.

An der ersten Versammlung war der Saal gut besetzt, an der zweiten gestoßen voll. Sooft ich in Escom House auftrat, hatte ich ein zahlreiches Publikum. Natürlich kamen viele der Teil-

nehmer nachher auch zu Privataudienzen. Ich hatte täglich wenigstens zwei bis drei Besucher. Warum ich so erfolgreich war, weiß ich nicht. Die Südafrikaner sind anscheinend für parapsychische Dinge interessiert. Alles Neue lockt sie, besonders wenn etwas Geheimnisvolles dabei ist.

Meine Arbeitsweise unterschied sich jetzt völlig von jener der Spiritisten. Seit dieser Zeit gebrauche ich für meine paranormale Gabe den Ausdruck *E. S. P.* (Extrasensory Perception, außersinnliche Wahrnehmung). Auf der Reise hatte ich lange und intensiv darüber nachgedacht und war zu folgendem Ergebnis gekommen: Ohne jeden Zweifel besaß ich die Gabe einer gewissen Voraussicht und nicht weniger jene, in die vergangene Lebensgeschichte anderer Menschen Blicke zu tun. Das gelang mir sowohl bei persönlicher Begegnung wie auf Grund von Photographien und persönlichen Effekten der Betroffenen. Außerdem konnte ich gewisse andere parapsychische Phänomene produzieren, doch seltener und mit großer Anstrengung. Diese Gabe ist etwas Wunderbares, aber sie beweist meiner Meinung nach nichts bezüglich eines Fortlebens nach dem Tode. Auch sind die Gesichte, die einem erscheinen, und die Worte, die man hört oder einem ungerufen auf die Zunge kommen, weder von «Schutzgeistern» noch von andern geistigen Wesen eingegeben. Ich konnte den Beweis erbringen, daß es echtes Hellsehen gibt, aber ich konnte dafür keine Erklärung bieten.

Mit Erläuterungen dieser Art stellte ich mich dem Publikum vor. Es gab keine Hymnen, Kirchenstühle und heuchlerische Reden. Witz und Humor traten an die Stelle scheinheiliger Frömmerei. Ich bot meinen Hörern meine Talente an, aber weigerte mich, mir einen mystischen Anstrich zu geben. Anscheinend gefiel ihnen meine gerade, offene Art. In den Versammlungen zeigte ich auch Photographien, die Leon Isaacs von Materialisationen gemacht hatte, soweit sie meines Wissens ohne Tricks zustande gekommen waren.

Nie habe ich mich so glücklich gefühlt wie in diesem warmen, elektrisierenden Klima. Ich lebte im Frieden mit mir selber

und fühlte mich, nachdem ich jetzt mit dem psychologischen Schmutz und allem Trug gebrochen hatte, wieder gereinigt. Die Folge davon war, daß mein «Psi», das am Eintrocknen gewesen war, einen neuen Aufschwung nahm und ich ausgezeichnete Ergebnisse buchte.

Zu meiner Genugtuung bestand der Großteil des Publikums weniger aus Leuten, die gewohnheitsmäßig Medien, Hellsehern und Wahrsagern nachlaufen, als aus gewöhnlichen, durchschnittlichen Bürgern. Als ich einmal vor Beginn durch das Vorhangloch auf den Saal hinausschaute, traute ich meinen Augen nicht. «Sehe ich mit meinen gewöhnlichen Augen oder mit den ‚ändern‘?» fragte ich meine Frau. «Mir scheint, in der ersten Reihe sitzen zwei Klosterfrauen.» Es waren keine Phantome. Bei Séancen sind Nonnen als Materialisationen sehr beliebt, aber als reale Wesen dürfen sie in der Regel an derartigen Demonstrationen nicht teilnehmen. Ich sprach nachher mit ihnen und gab meiner freudigen Überraschung über ihr Erscheinen Ausdruck. Sie hatten eine spezielle Erlaubnis zum Besuch der Versammlung erhalten, so erklärten sie mir, da sie Parapsychologie studierten.

Zahlreiche Geschäftsleute kamen zu meinen Versammlungen und suchten mich auch privat auf. Sie bekundeten ausnehmend großes Interesse. In Afrika sind die Geschäftsleute weit mehr als in England geneigt, etwas zu riskieren, und sie waren für meinen Rat dankbar. An einer der ersten Veranstaltungen erschien ein Börsenmakler, der mich anderntags zum Mittagessen einlud. Als ich auf seinem Büro vorsprach, überreichte er mir mit einem Scherzwort eine Börsenliste und fragte, ob ich zur Entwicklung des Marktes eine Voraussage machen könne. Nachdem ich mich etwas konzentriert hatte, zeigte ich auf bestimmte Effekten. «Ich glaube, sie steigen sehr bald», bemerkte ich. Der Makler lachte und begann von etwas anderem zu sprechen. Offensichtlich schenkte er mir keinen Glauben. Als wir nach dem Mittagessen in sein Geschäft zurückkehrten, fragte ich ihn nach dem Stand der Dinge. Er prüfte die Sache nach und

entdeckte zu seiner Verwunderung, daß die Werte um ein paar Punkte gestiegen waren. Noch war er nicht recht überzeugt. Als jedoch am folgenden Tag die unerwartet starke Hausse anhielt, machte er mir folgenden Vorschlag: «Treten Sie als Berater in mein Geschäft ein. Zusammen werden wir große Dinge erreichen.» Es kostete mich viel Mühe, ihm meine Weigerung verständlich zu machen. «Ich bin nicht unfehlbar», erklärte ich ihm. «Eines Tages könnte ich mich irren, und Sie würden mich lieber erschießen, als mich zum Partner haben.»

In jenen Tagen hatte ich es auch nicht nötig, mich auf einen neuen Beruf zu verlegen. Von privater Kundschaft nahm ich täglich vier bis fünf Pfund ein. Mein Tarif war eine Guinee für ein Interview, doch drängten mir viele Geschäftsleute mehr auf, wenn ich ihnen gut geraten hatte. Gelegentlich legte mir einer eine Fünfpfundnote auf den Tisch und weigerte sich, das Herausgeld anzunehmen.

Die Presse ließ sich mit mir auf kein Risiko ein, sondern verhielt sich sehr zurückhaltend. Sie begnügte sich mit kurzen, unverbindlichen Berichten. Ich machte mir deswegen keine Sorgen. Geld kam genug herein, und ich hatte viel zu tun.

Als wir etwa seit sieben Monaten in Johannesburg waren, erfuhr ich von Marjorie, daß ihre Eltern im Dezember herüberkommen wollten. Die Mitteilung löste in mir sogleich ein Gesicht aus. «Sie werden nie hieher kommen», erwiderte ich ihr mit unumstößlicher Gewißheit. Und sie kamen nie, denn zwei Monate später starb Marjories Mutter; begreiflicherweise sagte der Vater den Besuch ab.

Im Oktober entschlossen wir uns, Ferien zu machen. Wir verbrachten einen Monat in Durban. Mit seinen weißen Hotels aus Beton erinnerte mich der Ort an ein subtropisches Brighton. Ich hatte mir vorgenommen, nichts anderes zu tun, als die Gegend anzuschauen und am Strande zu liegen. Aus unerfindlichen Gründen fallen meine Ferien in der Regel jedoch besonders betriebsam aus. Auch diesmal gab es keine Ausnahme.

Hatte sich die Presse in Johannesburg ferngehalten, so wollte

sie jetzt der Sache auf einmal «auf den Grund gehen». Die *Natal Sunday Post* entdeckte mich und lud mich zu einem Besuch ein. Auf Wunsch eines Redakteurs konnte ich den versammelten Angestellten mit einigen gelungenen Proben aufwarten. Sie gaben der Geschichte große Publizität. Fünf Tage später erschien in der *Natal Daily News* ein schmeichelhafter Artikel über mich. Dann bat sie mich, für ihre Leser Photographien zu «psychometrisieren», d. h. hellseherische Aussagen über die abgebildeten Personen zu machen. Ich ließ mich darauf ein und war zu siebzig Prozent erfolgreich. Ich hatte sonst bessere Ergebnisse erzielt, doch genügten schon diese, die Aufmerksamkeit des südafrikanischen Rundfunks zu erregen. Man ließ mich kommen. Ich hatte dies als große Ehrung anzusehen, denn bis dahin hatte man Spiritisten und Medien grundsätzlich ferngehalten.

Da mein Name weitherum bekannt wurde, herrschte große Nachfrage nach persönlichen Unterredungen. Die Ferien gestalteten sich zu einem einträglichen Geschäft, aber ließen mir nicht die Zeit zur gewünschten Entspannung. Nicht zuletzt um der Arbeit zu entfliehen, lösten wir Schiffskarten nach Kapstadt. Es war eine herrliche Fahrt. Auf dem Schiff lernten wir viele angenehme Leute kennen, unter ihnen einen Missionar, der aus dem Innern Afrikas kam. Seiner frohmütig aufgeschlossenen Einstellung zum Leben lag aller frömmelnde Trübsinn fern. Über die Eingeborenen hatte er einen großen Vorrat von Anekdoten und Geschichten auf Lager. «In unserer Missionsstation hatten wir einmal einen ausgezeichneten Kirchendiener», erzählte er eines Tages. «Leider mußte man ihn hängen.» In der Mission hatte er seine Pflichten mit vorbildlicher Gewissenhaftigkeit erfüllt, einen Teil der Freizeit aber darauf verwendet, seine Großmutter hinzuschlachten und für den Medizinmann im Dorfe zuzurüsten. Ich konnte seiner Hochwürden einiges voraussagen, das später eintraf. Er werde nach England zurückkehren und nie mehr nach Afrika kommen, bemerkte ich. Und so geschah es auch. «Sie sind nicht besser als die Hexe von Endor, Ronnie», pflegte er mit einem Kichern zu sagen.

In Kapstadt herrschte eine feuchte Hitze. Die Stadt bot alle Annehmlichkeiten europäischer Zivilisation. Arbeitskräfte sind billig, was zur Bequemlichkeit und Verweichlichung der Weißen beiträgt. Viele Weiße sind faul und nicht so intelligent und geistig beweglich wie die Engländer. Sie haben aber etwas Jungenhaftes an sich und sind so sympathisch.

Kaum waren wir in Kapstadt angekommen, wurde ich von der parapsychologischen Gesellschaft (Cape Town Psychic Society) zu Vorträgen eingeladen. Sie neigte stark zum Spiritismus, aber ich ließ mich auf keine Kompromisse ein. Das Auditorium hörte sich meine Erklärung, daß mein Talent mit Geistern gar nichts zu tun habe, mit höflicher Aufmerksamkeit an, aber glaubte anscheinend kein Wort davon. Die Zuhörer hielten an der ihnen geläufigen Deutung erfolgreichen Hellsehens fest.

Im Kreise der Gesellschaft lernten wir zahlreiche unterhaltende Persönlichkeiten kennen, unter anderem Graham Moffat, den Autor von *Bunty pulls the Strings* und anderen schottischen Schauspielen. Für einen alten Herrn, dem wir hier begegneten, bildete die Leichtgläubigkeit der Südafrikaner eine einträgliche Einnahmequelle; er vertrieb Arzneikräuter. Wir nannten ihn nur «Gutfungus» — den «Darmpilz». Mit seinem unaufhörlichen Geplapper über die Flora in Magen und Eingeweiden, die häufig Krebs verursacht, jagte er den Leuten einen regelrechten Schrecken ein. Zur Abwehr der Gefahr kaufte man ihm seine Kräuter zu maßlos übersetzten Preisen ab. Ohne Wimperzucken verlangte und erhielt er drei Guineen für etwas, das wie gewöhnliches Milzkraut aussah. Der kleine Kahlkopf ging immer in staubiger, schäbiger Kleidung umher. Wenn man ihn wie einen Krebs daherstolpern sah, hätte man ihn für einen armen Schlucker gehalten, aber ich sah es mit eigenen Augen, wie er mit seinem Gerede nach einer Sitzung bis zu fünfzehn Pfund aus den Taschen der Spiritisten herauslockte.

Der Erfolg blieb mir in Kapstadt treu. Meine Veranstaltungen waren immer gut besucht, und an privaten Besuchern fehlte es nicht. In der Woche kam ich wenigstens auf zwanzig Pfund.

Wir wohnten in Sea Point in der Level Road. Als ich das Haus im holländischen Stil mit seiner weißgetünchten Stirnseite sah, erkannte ich es sogleich wieder; ich hatte es gesehen, als mir Dora die Afrikareise voraussagte. Wir waren dort sehr glücklich. Durch die französischen Fenster sahen wir auf den Garten und den Tafelberg.

In Kapstadt begann ich, allmählich Bekanntschaft mit dem «farbigen» Erdteil zu machen. Man kann jahrelang in einer südafrikanischen Stadt leben, ohne mit Eingeborenen in nähere Berührung zu kommen. In Sea Point sprach ich öfter mit den drei Hausdienern John, Sam und Joseph. Die Gespräche waren lehrreich für mich. Sam war sehr intelligent. Ich merkte allmählich, daß die Farbigen die Herrschaft der Weißen als eine Last empfanden. Meine nähere Bekanntschaft mit den Hausdienern war durch besondere Umstände veranlaßt worden. Von ihnen hörte ich auch erstmals etwas von der afrikanischen Magie.

In Johannesburg hatte ich mit Jimmy Boje Freundschaft geschlossen, einem gescheiterten, aufgeweckten jungen Mann, der sich als Hypnotiseur betätigte. Ich schaute ihm zu, wie er einige Leute in Schlaf versetzte, und war sogleich überzeugt, daß ich das ebenfalls könne. In Kapstadt versuchte ich nun im Hinterhof Hühner nach der altbekannten Methode zu hypnotisieren, indem ich von ihrem Schnabel aus mit Kreide einen Strich auf den Boden zeichnete. Bald entdeckte ich, daß ich den Zweck auch erreichte, wenn ich in rhythmischen Bewegungen ihren Rücken streichelte. Die Diener, die das sahen, waren ganz gebannt und meinten, daß ich einen Zauber in Anwendung bringe. Als ich eines Tages zur Unterhaltung meines dankbaren schwarzen Publikums mehrere Hühner in einer Reihe in Schlaf versetzt hatte, fixierte ich unversehens John mit scharfem Blick, schritt langsam auf ihn zu und sagte: «Auch du wirst einschlafen... sofort.» Und schon fiel er in hypnotischen Schlaf! Eine halbe Stunde blieb er in der Trance, bis ich ihn wieder aufweckte. Von da an sahen sie mich als eine Art Zauberer an und

kamen, wenn auch mit einer gewissen furchtsamen Scheu, mit ihren Problemen zu mir.

Die Neger haben einen ausgesprochenen Sinn für das Paranormale und merken blitzschnell, wenn etwas Derartiges im Spiele ist. Viel früher hatte ich einmal ein europäisches Ehepaar besucht. Nach meiner Gewohnheit ging ich im Zimmer umher und schilderte ihnen die Gesichte, die ich für sie erhielt. Da klopfte es leise an die Türe, ihr schwarzer Diener kam herein, blieb wie angewurzelt stehen und sagte: «Ah, ein weißer Mediziner ist bei Ihnen?» und sofort ging er wieder hinaus. Er war so sehr erschrocken, daß er sich nachher sogar weigerte, mich an die Haustüre zu begleiten. Wie ich erfuhr, war auch er «parapsychisch» und verdiente sich ein Taschengeld, indem er voraussagte, welche Pferde an Rennen siegreich sein werden.

Hellsehen für Neger ist zum Teil viel leichter als für Europäer, zum Teil schwieriger. Wenn sie mir Fragen stellten, konnte ich häufig nur wenig oder nichts sehen. Hatte ich aber Gesichte, dann waren sie scharf, persönlich und einfach, nur selten, wie bei Europäern, von jener verwirrenden Mannigfaltigkeit von Empfindungen durchwirkt, welche nicht unmittelbar sie selbst, sondern Bekannte von ihnen betreffen. Ich erkläre mir dies aus der einfacheren Einstellung der Neger zum Leben. Als mir Sam einmal einen Jungen seines Stammes brachte, konnte ich ihm die Namen seiner Vorfahren bis zur fünfzehnten Generation aufzählen. Nur zwei Namen waren unrichtig, und an den Fehlern war meines Erachtens bloß die lässige Aussprache des Bantu schuld. Ich konnte Sam auch allerlei von seiner Frau erzählen, die viele Meilen entfernt in einer Reservation lebte, und ihm zur glücklichen Geburt eines Sohnes gratulieren, bevor er die Nachricht erhalten hatte.

Von Sam hörte ich zum erstenmal von den «Shi-Lo-Knochen», als er mich fragte, ob ich sie auch brauche. Als er meine Überraschung bemerkte, schwieg er unvermittelt. Ganz offensichtlich reute es ihn, ein Wort gesagt zu haben. Immerhin konnte ich aus ihm herausbringen, daß dies ein bestimmter ritueller Zauber

war, und nach langem Befragen gestand er, daß sein Onkel ein Zauberer sei. Begreiflicherweise war jetzt meine Wißbegierde geweckt. Schon lange hatte ich nach einer Gelegenheit Ausschau gehalten, um das afrikanische Magiewesen etwas kennenzulernen. Obwohl Sam ein guter Christ war, empfand er für die alten Bräuche seiner Vorfäter ehrfürchtige Scheu. Er zitterte vor dem schrecklichen Fluch, der auf jeden fällt, der vom Zauberwesen seines Stammes andern etwas verrät. Daher verweigerte er mir jede Auskunft. Später gewann ich einen gewissen Einblick in das Geheimnis.

Nach zwei Monaten mußten wir Kapstadt verlassen, denn Marjorie wollte nach dem Tode ihrer Mutter zu einem Besuch nach England zurück. Gemeinsam machten wir die lange Reise von tausend Meilen nach Johannesburg. Zwei Tage und eine Nacht waren wir unterwegs. Die Eisenbahnwagen starrten von Schmutz.

Telegraphisch hatte ich den Saal in Escom House für den folgenden Mittwoch reserviert. Obwohl ich vergaß, meine Unterschrift unter das Telegramm zu setzen, ahnte der Geschäftsführer, von wem es kam, und hielt den Saal für mich bereit. So fand das frühere Leben in Johannesburg mit den regelmäßigen Mittwochversammlungen und den Privataudienzen seine Fortsetzung.

Drei Wochen später reiste Marjorie nach London ab. Ich hatte das bestimmte Vorgefühl, daß dies das Ende unserer Ehe bedeute. Während des ganzen Aufenthalts in Südafrika war sie nie recht zufrieden. Sie verstand sich nicht mit den Leuten dort unten und wiederholte ständig, sie habe niemand, mit dem sie reden könne. Es gebe auch keine «Dämmerstunden und Zwischentöne», meinte sie. Es war schwierig, mit ihr auszukommen; sie wollte unbedingt heim.

Ich dagegen liebte den Sonnenschein. Über das Wochenende gingen wir vielfach mit den Bojes nach Vaal Dam und Swartz Kops baden. Von der Sonne wurde mein Bart heller und heller, so daß ich ihn schließlich dunkel färben mußte. Wir wohnten jetzt in Berea. Hier machte ich auch die Bekanntschaft mit einer

starken Persönlichkeit, die mir für Privatinterviews sehr behilflich wurde. Sie hieß Jane Levy — eine entschlossene, warmherzige Jüdin.

Jane war eine geschäftstüchtige, echte jüdische Mama. Sie führte einen Schönheitssalon und bot mir ein Zimmer für Privataudienzen an. «Ihnen wurde eine Goldmine geschenkt, mein Junge. Aber ihr Heiden versteht nichts vom Geschäft. Gebt den Leuten, wonach sie verlangen, und das Geld strömt herein», sagte sie mit leuchtenden Augen.

Also ging ich mit ihr eine Geschäftsverbindung ein. Sie fand für mich so viele Kunden, als ich nur empfangen konnte. Oft standen sie Schlange. Hellsehen war eine prickelnde Zugabe zur Schönheitspflege. Jane verlangte für eine Besprechung 25 Schilling, wovon ich zwanzig erhielt. Wiederholt mahnte sie mich: «Ein Besuch darf nicht länger als zehn Minuten dauern, mein Junge.» Jane war eine Persönlichkeit wie Stahl. Obwohl sie sehr Schweres durchgemacht hatte, ließ sie sich nicht unterkriegen.

Immer noch hatte ich den Wunsch, über afrikanische Magie etwas in Erfahrung zu bringen, aber keine Gelegenheit wollte sich bieten. Die Neger befanden sich auf der andern Seite einer hohen Schranke; selten nur gelang es einem Europäer, diese zu überwinden. Die Gelegenheit, auf die ich wartete, kam ganz überraschend. Eines Tages wurde ich zu einem Privatbesuch eingeladen, ich würde mit einem Wagen abgeholt. Ein prächtiger Cadillac mit einem Negerchauffeur fuhr vor meiner Wohnung auf und brachte mich in einen eher berühmten Stadtteil. In einer übelriechenden Gasse traten wir durch eine niedrige Tür in ein Haus. Das Innere war glänzend ausgestattet. Die Frau, die mich kommen ließ, war bezaubernd schön. Es war leicht zu erraten, daß sie einen reichen Liebhaber hatte. Seinen Namen konnte ich ihr sehr rasch sagen, ihr auch über die Geschäfte, die er eben eingeleitet hatte, einiges verraten; überhaupt war ich ausgezeichnet in Form. «Der Wagen steht Ihnen für den Rest Ihres Lebens zur Benützung zur Verfügung», sagte sie mit errötendem Lächeln.

Auf der Fahrt zu ihr nun fand ich, worauf ich gewartet hatte. Vom Chauffeur erfuhr ich, daß am gleichen Abend ein bekannter Zauberer, der sich der Shi-Lo-Knochen bediene, in einer Vorstadt des Negerviertels zu sehen sei. Ich eilte nach Berea und suchte Benjamin B. auf, einen hilfsbereiten kleinen Juden, der mich schon mehrmals um Rat angegangen war. Während seiner Tätigkeit als Wohlfahrtsbeamter in den Grubenwerken hatte er mehrere Eingeborensprachen und -dialekte sprechen gelernt. Nach einigem Zögern folgte er mir. Kurz nach Einbruch der Nacht kamen wir in die Vorstadt. Über eine Meile hin reihte sich Blockhaus an Blockhaus — rohgezimmerte Hütten aus Holz und angerostetem Wellblech. Tagsüber mußte das Quartier einen baufälligen und elenden Eindruck machen, aber nachts haftete an ihm das Geheimnis des Unbekannten. Die dunklen Schatten zwischen den gespensterhaften Silhouetten gähnten wie furchterregende Höhlen voll ungewisser Dinge. In ihnen webte allenthalben ein lautloses, schattenhaftes Leben. Da und dort kauerte, kaum sichtbar, eine dunkle Gestalt. Benjamin wandte sich an einige von ihnen und erkundigte sich nach dem Aufenthaltsort des Zauberers. Ohne ein Wort zu antworten, schüttelten sie schweigend den Kopf. Schon wollte ich die Hoffnung aufgeben. Mir war in dieser Umgebung nicht ganz geheuer. Benjamin sprach nochmals einen Mann an, der vor einer schäbigen Hütte lag. Das Gespräch wurde rasch lebhafter. Plötzlich trat der Mann aus dem Schatten heraus und hieß uns ihm folgen.

«Der Zauberer ist eine Art reisender Magier», flüsterte mir Benjamin zu. «Von Zeit zu Zeit kommt er in dieses Quartier, aber niemand weiß, wo er eigentlich zu Hause ist.» Vor einer dunklen Wellblechhütte hieß uns der Neger warten. «Ich sagte ihm, er soll den Zauberer bitten, für uns aus den Shi-Lo-Knochen zu lesen. Ich sagte ihm, Sie seien ein großer Mediziner Ihres Landes», bemerkte Benjamin lachend.

Wir warteten lange, wohl eine Stunde. Endlich erschien der Neger wieder. «Er sagt, der Zauberer werde uns aus den Knochen lesen, aber der weiße Zauberer müsse dafür zwei Pfund

starken Persönlichkeit, die mir für Privatinterviews sehr behilflich wurde. Sie hieß Jane Levy — eine entschlossene, warmherzige Jüdin.

Jane war eine geschäftstüchtige, echte jüdische Mama. Sie führte einen Schönheitssalon und bot mir ein Zimmer für Privataudienzen an. «Ihnen wurde eine Goldmine geschenkt, mein Junge. Aber ihr Heiden versteht nichts vom Geschäft. Gebt den Leuten, wonach sie verlangen, und das Geld strömt herein», sagte sie mit leuchtenden Augen.

Also ging ich mit ihr eine Geschäftsverbindung ein. Sie fand für mich so viele Kunden, als ich nur empfangen konnte. Oft standen sie Schlange. Hellsehen war eine prickelnde Zugabe zur Schönheitspflege. Jane verlangte für eine Besprechung 25 Schilling, wovon ich zwanzig erhielt. Wiederholt mahnte sie mich: «Ein Besuch darf nicht länger als zehn Minuten dauern, mein Junge.» Jane war eine Persönlichkeit wie Stahl. Obwohl sie sehr Schweres durchgemacht hatte, ließ sie sich nicht unterkriegen.

Immer noch hatte ich den Wunsch, über afrikanische Magie etwas in Erfahrung zu bringen, aber keine Gelegenheit wollte sich bieten. Die Neger befanden sich auf der andern Seite einer hohen Schranke; selten nur gelang es einem Europäer, diese zu überwinden. Die Gelegenheit, auf die ich wartete, kam ganz überraschend. Eines Tages wurde ich zu einem Privatbesuch eingeladen, ich würde mit einem Wagen abgeholt. Ein prächtiger Cadillac mit einem Negerchauffeur fuhr vor meiner Woh-

Auf der Fahrt zu ihr nun fand ich, worauf ich gewartet hatte. Vom Chauffeur erfuhr ich, daß am gleichen Abend ein bekannter Zauberer, der sich der Shi-Lo-Knochen bediene, in einer Vorstadt des Negerviertels zu sehen sei. Ich eilte nach Berea und suchte Benjamin B. auf, einen hilfsbereiten kleinen Juden, der mich schon mehrmals um Rat angegangen war. Während seiner Tätigkeit als Wohlfahrtsbeamter in den Grubenwerken hatte er mehrere Eingeborensprachen und -dialekte sprechen gelernt. Nach einigem Zögern folgte er mir. Kurz nach Einbruch der Nacht kamen wir in die Vorstadt. Über eine Meile hin reihte sich Blockhaus an Blockhaus — rohgezimmerte Hütten aus Holz und angerostetem Wellblech. Tagsüber mußte das Quartier einen baufälligen und elenden Eindruck machen, aber nachts haftete an ihm das Geheimnis des Unbekannten. Die dunklen Schatten zwischen den gespensterhaften Silhouetten gähnten wie furchterregende Höhlen voll ungewisser Dinge. In ihnen webte allenthalben ein lautloses, schattenhaftes Leben. Da und dort kauerte, kaum sichtbar, eine dunkle Gestalt. Benjamin wandte sich an einige von ihnen und erkundigte sich nach dem Aufenthaltsort des Zauberers. Ohne ein Wort zu antworten, schüttelten sie schweigend den Kopf. Schon wollte ich die Hoffnung aufgeben. Mir war in dieser Umgebung nicht ganz geheuer. Benjamin sprach nochmals einen Mann an, der vor einer schäbigen Hütte lag. Das Gespräch wurde rasch lebhafter. Plötzlich trat der Mann aus dem Schatten heraus und hieß uns ihm folgen.

«Der Zauberer ist eine Art reisender Magiers», flüsterte mir

bezahlen», flüsterte Benjamin. Ich konnte ein Lächeln nicht unterdrücken beim Gedanken, daß «Zauberer», weiße und schwarze, ihre Kunst nur gegen Barzahlung ausüben.

Wir traten in einen von einer einzigen Kerze beleuchteten Vorraum. Durch einen niedrigen Vorhang aus Sackleinen sollten wir in das nächste Zimmer hinüberwechseln. Einen Augenblick zögerte ich. Alles kam mir unheimlich vor. Schließlich entschloß ich mich zum Sprung ins Ungewisse. Jenseits des Vorhangs verschlug mir beissender Rauch fast den Atem, auch der Geruch war kaum erträglich. Undeutlich konnte ich im Hintergrund zwei mit brennenden Kohlenbecken sehen. Hinter ihnen hockte der Mediziner. Er trug einen Hut, der konisch in eine Spitze auslief und dessen Schmuck aus Hahnenfedern und kleinen Knochen bestand. Das Gesicht hatte er mit blauen und gelben Streifen bemalt, die Arme mit Knochen und federgeschmückten Armringen behangen. Ein Schurz aus Zweigen und ein mit undefinierbaren Dingen verziertes Rauchgerät waren seine weiteren Utensilien. Meine besondere Aufmerksamkeit aber erregte, was zwischen den beiden Kohlenpfannen aufgestellt war. Ich konnte einen menschlichen Schädel, ein Kuhhorn, das Skelett eines menschlichen Armes und einer Hand erkennen, auch ein Bein und einen Fuß und noch einen sehr großen Knochen — wie sich später herausstellte, war es der Oberschenkel eines Ochsens — sowie einen Wanderstab und Stücke von rotem, gelbem und weißem Tuch.

Kaum waren wir eingetreten, brach der Mediziner mit hoher Stimme in einen singenden Schwall unverständlicher Worte aus. Ähnliches Zeug hatte ich von «Besessenen» in Séancen gehört. Darauf erteilte er mit tiefer Stimme einen Befehl. «Sie sollen einen der Gegenstände mit der linken Hand und einen Knochen mit der rechten Hand berühren», flüsterte mir Benjamin zu. Ich tat wie geheißen und berührte den Beinknochen und das gelbe Tuch. Die gleiche Zeremonie wiederholte sich siebenmal; dazwischen ließ er immer wieder sein Gemurmel und seinen Singsang hören.

Schließlich begann er mit feierlicher Stimme zu sprechen. Benjamin übersetzte mir fortlaufend: «Sie kommen aus dem Land des Löwen, wo es viele Autobusse gibt ähnlich den Bussen, die zu den Minen hinausfahren; eigentlich sind es zwei Busse, einer über dem andern. Sie hatten eine Krankheit, bei der zwei Teufel in Ihrem Innern im Kampfe miteinander lagen. Sie werden über das Meer in ein neues Land fahren, wo es sogar in den Ebenen so kalt ist wie auf dem Gipfel von Bergen. Wenn Sie in Ihr eigenes Land zurückkehren, werden viele Ihr Gesicht sehen und sich sehr wundern.»

Das war eine gute hellseherische Leistung: London mit den zweistöckigen Autobussen; meine spätere Reise nach Kanada, ins Land des Schnees; auch mein Auftreten vor der Fernsehkamera.

Das «dunkle Afrika» sollte meiner Meinung nach jedoch eindrücklichere Dinge auf Lager haben. «Bitten Sie ihn», sagte ich zu Benjamin, «mir einen Zauber zu zeigen.» «Er erwidert, daß die abgemachten Bedingungen dafür nicht genügen», klärte mich Benjamin auf. (Wie oft brauchen Medien in England die gleiche Ausrede!) «Er sagt, da der weiße Mann ein großer Zauberer ist, soll er mir zuerst *seinen* Zauber zeigen.»

In Erwartung einer derartigen Aufforderung hatte ich mich mit Spielkarten versehen; ich bin in solchen Kunststücken ziemlich geschickt. Zuerst ließ ich mehrere Karten verschwinden. Schließlich beugte ich mich vor und zog dem Zauberer eine Karte aus der Nase. Anscheinend machte ihm dies keinen Eindruck, obwohl er schleunigst zurückwich, als ich zum letzten Trick ausholte. Ich überlegte, was ich noch zum besten geben sollte, als ich unversehens eine Vision hatte. «Sagen Sie ihm, Ben, daß er drei Frauen hat und in X. wohnt, wo es Berge gibt.» Ich nannte den Namen seines Dorfes. Als ihm das übersetzt wurde, fuhr der Zauberer heftig auf. Er brach in eine ärgerliche Flut von Worten aus und gestikuliert so heftig, daß die Armringe klirrten und die Knochen klapperten. Es war leicht zu erraten, daß die Audienz zu Ende war. Ich habe nie erfahren, ob

mein Gesicht der Wahrheit entsprach; aber aus der lebhaften Reaktion und dem überstürzten Abbruch des Besuches schließe ich, daß alles stimmte.

Später sprach ich mehrmals mit dem Mann, der uns den Weg gewiesen hatte. Er war eine Art Adjutant und Kundschafter des Medizinmannes. Aus den Gesprächen konnte ich die Bedeutung der Shi-Lo-Knochen nach und nach erraten. Sie waren ein Hilfsmittel zur Unterstützung des Hellsehens: in Tat und Wahrheit hat das ganze Rituell afrikanischer Magie, soviel ich gesehen und gelesen habe, eigentlich keinen anderen Zweck. Mit Hilfe seiner Ausstattung kann der Zauberer seinen Geist und jenen des Besuchers leichter konzentrieren. Viele Wahrsager in Europa bedienen sich auch verschiedener Gegenstände: Schalen mit Sand, Zauberstab, Kristalle, Karten und anderes. Jeder Knochen und jeder Gegenstand hat seine besondere symbolische Bedeutung. Der menschliche Schädel repräsentiert die Persönlichkeit des Fragers. Das Kuhhorn ist Wahrzeichen für Neuigkeiten, insbesondere solche, welche Verwandte betreffen. Spazierstock und Wanderstab haben etwas mit Krankheit und Gebrechen zu tun. Der menschliche Beinknochen weist auf kurze Reisen hin, die Armknochen deuten auf verschiedene andere Tätigkeiten. Der Knochen des Ochsen kündigt eine lange Reise an. Die farbigen Tücher aber beziehen sich auf die Zeit, in welche die Ereignisse fallen, wobei die Vergangenheit durch das rote Tuch, die Gegenwart durch das weiße und die Zukunft durch das gelbe angezeigt werden.

Öfters versprach man mir gelegentlich echten afrikanischen Zauber und eigentliche Wunderdinge. Ich sah nie solche Dinge. Immer wurde in letzter Minute irgendeine Ausrede vorgebracht und die Sache auf später verschoben. Es kann sein, daß gewisse Medizinmänner zu ungewöhnlichen magischen Leistungen fähig sind, aber ich habe nie etwas davon gesehen und selten etwas gelesen, das mir stärkeren Eindruck machte. Auch ist sicherlich keiner dieser Medizinmänner je so streng kontrolliert worden wie ich in meinen Séancen. Wenn ich unter diesen

erschwerenden Bedingungen betrügerische Erscheinungen produzieren konnte, dann müssen afrikanische Zauberer mit ihrer ganzen Aufmachung sehr leicht ganz erstaunliche «Wunder» heraufbeschwören können.

«Psi» ohne Aufputz

Ein Medium, das in der Zeit «rückwärts und vorwärts» wandert, sollte es nicht nötig haben, im Raume umherzureisen. «Es verläßt nie sein Haus, und doch ist ihm die ganze Welt vertraut.» Als ein chinesischer Weiser diesen Ausspruch tat, dachte er zweifellos an das Hellsehen. Obwohl ich auch diese ungewöhnliche Gabe besitze, sehne ich mich nach dem realen körperlichen Anblick mir unbekannter fremder Länder.

Allmählich erfaßte mich in Afrika eine innere Unruhe. Als ich eines Tages in der Hitze von Johannesburg in Janes Sprechzimmer auf eine Kundin wartete, wußte ich auf einmal, daß die Zeit für die Reise nach Kanada gekommen war.

Die erste Anregung zur Reise lag schon Jahre zurück. Die Vorzeichen, die ihr vorausgingen, sind ein gutes Beispiel dafür, wie «Psi» mein Leben stets beeinflußt hat und ihm die Richtung wies. Als die Ankh-Gesellschaft noch in den Anfängen steckte, gingen meine Frau und ich eine Straße in Notting Hill Gate entlang. Plötzlich sagte ich ihr: «Wir werden in dieser Straße wohnen, im Haus mit der Nummer soundso.» Wir eilten bis zur genannten Hausnummer weiter und standen vor einem unbewohnten Haus, auf das eine Bombe gefallen sein mußte. Ich war so begierig, es näher anzusehen, daß wir kurzerhand eintraten. Wie sich herausstellte, waren nur zwei Zimmer zerstört, das übrige in einem annehmbaren Zustand, aber unbewohnt. Ich war von der Richtigkeit meiner Voraussicht so fest überzeugt, daß ich den Hausbesitzer sogleich ausfindig machte und ihn überredete, die notwendigen Reparaturen ausführen zu lassen. Als wir eingezogen waren, veranstalteten wir in der

Ankh-Gesellschaft einen Bazar, der uns den Betrag für die Miete und alle Unkosten einbrachte. Sieben Monate später hatte ich ein neues Gesicht. «Wir werden bald ausziehen. Wir müssen inserieren, und die dritte Person, die zur Besichtigung kommt, wird das Haus übernehmen», sagte ich Marjorie. «Ihr Name beginnt mit B; später werde ich in Übersee wieder mit ihr zusammentreffen.»

Die dritte Person, welche auf das Inserat hin erschien, war Dorma Barnard. Sie übernahm an unserer Stelle die Miete, und wir befreundeten uns. Nicht lange, nachdem wir Bekanntschaft geschlossen, hatte ich ein Gesicht, das sich auf sie bezog. «Sie und Norman (ihr zweiter Gatte) werden nicht lange in unserem Lande bleiben», versicherte ich ihr. «Sie gehen nach Kanada, und ich werde Sie dort besuchen.» In Wahrheit dachten sie in jenem Zeitpunkt nicht an eine Abreise; aber unvermutet kam alles doch so heraus, wie ich es voraussagte. — Und jetzt war der Augenblick da, den letzten Teil meines Orakels wahrzumachen.

Ich hatte dreihundert Pfund auf der Bank, etwas mehr als bei meiner Ankunft in Afrika. Auf den Tag genau ein Jahr, nachdem ich dieses bezaubernde Land betreten, reiste ich am Ostermontag 1949 nach England ab. Es war eine angenehme, gemütliche Überfahrt in einem alten Truppentransporter. Auf der Reise unternahm ich meine ersten seriösen Versuche in Hypnose. In der Bar versetzte ich mehrere Gäste in Schlaf. Auf allgemeines Verlangen gab ich für die Passagiere eine Abendvorstellung, die glänzend verlief.

Am andern Morgen trank ich an der Bar ein Glas mit dem Schiffsarzt. In der Nähe stand ein Maat. Er schwankte leise hin und her, doch hatte sein Wanken mit den Bewegungen des Schiffes nichts zu tun. Er war ständig betrunken. Sein Tagesbedarf überstieg eine ganze Flasche Schnaps.

«Glauben Sie nicht, ein Versuch mit Hypnose könnte ihm helfen?» fragte der Arzt beiläufig. «Wie ich hörte, wurde Trunksucht auch schon mit Hypnose geheilt. Wenn nicht bald etwas getan wird, versumpft er völlig.»

Ich entschloß mich zu einem Versuch. Als der Matrose in einem halbwegs nüchternen Zustand war, redete ich ohne Umschweife mit ihm. Anscheinend wünschte er verzweifelt eine Heilung, war aber so sehr der Sucht verfallen, daß er sich selbst nicht mehr helfen konnte. Zu meiner Überraschung nahm er mein Angebot mit Freuden an. Er war leicht zu hypnotisieren. Nach ein paar Worten und Gesten fiel er in tiefen Schlaf. Ich suggerierte ihm einen starken Widerwillen gegen alkoholische Getränke: er wolle nie mehr trinken, Alkohol schmecke ihm nicht, schon der Geruch verursache ihm Übelkeit. Darauf weckte ich ihn auf. Im Grunde hoffte ich kaum auf einen Erfolg, aber er trat in überraschendem Maße ein. Von diesem Tage an trank der Maat bis zum Ende der Reise keinen Tropfen Alkohol mehr. Er hatte einen solchen Widerwillen dagegen, daß ihm schon übel wurde, wenn er bloß in die Bar eintrat. Meines Wissens soll diese dramatische Heilung dauernd gewesen sein.

Ich blieb genau drei Tage in England. Obwohl es mir in Südafrika außerordentlich gefallen hatte, war es eine Erlösung, wieder in einem hochzivilisierten Lande zu sein und ins Theater gehen zu können. Ich besuchte in den drei Tagen zwei Vorstellungen, ehe ich nach Kanada abreiste. An die Sonne Afrikas gewöhnt, fröstelte ich auf dem atlantischen Ozean in meiner Kabine. Als ich in Quebec landete, fühlte ich mich elend. Mir war sofort klar, daß Kanada nicht das Land für mich war. Zugleich sagte mir «Psi», daß ich in die Vereinigten Staaten hinüberfahren und dort erfolgreich sein werde. Norman und Dorma erwarteten mich in Toronto auf dem Bahnsteig. Als Norman seinen Photoapparat mit Blitzlicht bereitmachte, dachten die Leute, eine Berühmtheit werde dem Zug entsteigen, aber es war nur meine Wenigkeit. Darob allgemeine Enttäuschung!

Nach wenigen Tagen in Toronto wußte ich, daß meine Vorahnung leider das Richtige getroffen hatte. Ich war von Kanada rasch bitter enttäuscht. Ich hatte mich mit einer Frau Potts in Verbindung gesetzt, welche der größten Spiritistenkirche in Toronto vorstand. Sie lud mich zu Vorträgen in ihre Versammlung.

gen ein. Als ich den Saal betrat, erkannte ich sogleich, daß ich fehl am Ort war. Alle trugen Chorhemden, und ein Gesangschor sang Hymnen. Ich weigerte mich, ein Chorhemd anzuziehen. «Ein Leichenhemd werde ich tragen, wenn ich tot bin, aber nicht jetzt», erklärte ich, «ich bin nicht fromm genug dafür.» Noch nie hatte ich ein Publikum vor mir, das so langsam von Begriff war wie dieses. Meine Ausführungen wurden mit verdutztem Stillschweigen angehört. Der geistige Horizont der Leute war von beklemmender Enge. Offensichtlich war ich in den falschen Zug gestiegen; alles, was ich sagte, machte die Dinge nur schlimmer. Engstirnigkeit wirkt auf mich aufreizend und verleitet mich dazu, das *enfant terrible* zu spielen.

Natürlich paßte ich ihnen nicht in den Kram. Ich erhielt nur sehr wenige Privatbesuche, und das Geld wurde knapp. Da schrieb ich einem befreundeten Psychiater in Neuyork, Dr. Nador Fodor, und kündigte ihm meinen Besuch an. Die Reise war finanziell ein gefährliches Abenteuer. Fürs erste hatte ich als Garantiesumme für meine Rückkehr innerhalb von einundzwanzig Tagen fünfhundert Dollar aufzubringen und zu hinterlegen. Als ich die Fahrkarte für den Expresszug nach Neuyork bezahlt hatte, blieben mir gerade noch elf Dollar und 27 Cents. Diese reichten für eine Logiernacht und ein gutes Mittagessen; ich aber sollte in einem mir unbekanntem Lande drei Wochen davon leben. Gleichwohl machte ich mir keine Sorgen. Für die Vereinigten Staaten prophezeite mir «Psi» schöne Erfolge.

Als wir über die Grenze in Buffalo einfuhren, hatte ich den Eindruck, von einem Friedhof auf einen Jahrmarkt zu kommen. Langweilen würde ich mich in den Staaten gewiß nicht, während mich Kanada vor Langeweile halb krank gemacht hatte. Beim armseligen Zustand meiner Börse hätte mich der Anblick von Neuyork erschrecken müssen, statt dessen bemächtigte sich meiner erwartungsvolle Erregung. Hier herrschte eine ungeheure Geschäftigkeit. Das Brausen der Großstadt umfing mich, und durch dieses klang der lockende Ruf des Abenteurers

und des Glücks hindurch. Ich liebte Neuyork auf den ersten Blick, so wie ich nur *eine* andere Stadt liebe — London.

In der 34sten Straße fand ich ein Heim für christliche junge Männer. Es wäre viel zu riskant gewesen, ein Hotel aufzusuchen. Als ich mir mit einer heißen Dusche den Staub der Reise vom Leibe wusch, sah ich im Dampf des Schwitzbades Männer jeder Hautfarbe, die sich offenbar alle für echte Amerikaner hielten. Das war etwas Neues für mich: eine kosmopolitische Atmosphäre. Ihr nachzuspüren, dafür hatte ich freilich noch keine Zeit. Zuerst mußte ich Dr. Fodor aufsuchen und ihm meine Lage klar machen. Ich mußte Arbeit finden.

«Das ist eine schwierige Sache», meinte er nachdenklich. «Ich habe keine Ahnung, was ich Ihnen raten soll.» Nach einigem Nachdenken fuhr er fort: «Zufällig hat unsere Freimaurerloge morgen ein Essen. Vielleicht kommen Sie mit. Auf jeden Fall erhalten Sie dann wenigstens ein gutes Nachtessen.»

Das Diner wurde von einer Loge veranstaltet, deren Mitglieder noch nicht lange aus Ungarn eingewandert und amerikanische Bürger geworden waren. Nach dem ausgezeichneten Mahl sprach ich über Parapsychologie und gab einige Proben von Hellsehen. Es klappte ausgezeichnet. Die erregende Luft der Großstadt hatte alle meine Talente geweckt. In anhaltender Fülle strömten mir Bilder zu. Ich erriet schwierige ungarische Namen, konnte einigen Teilnehmern Neuigkeiten aus ihrer Heimat erzählen und anderen geschäftliche Ratschläge erteilen. Als ich geendet hatte, standen alle auf und spendeten mir für volle drei Minuten Beifall. Man ließ einen Teller zirkulieren und überreichte mir dann eine Handvoll Dollarnoten.

Aurial Raszko, ein Artist, sagte mir voll Begeisterung: «Sie sind ein Meister. das sind keine Tricks. Sie sagten den Leuten Dinge, die nicht einmal ihre besten Freunde wußten und die restlos zutrafen.»

Von diesem Augenblick an gab das Leben in Neuyork keine Probleme mehr auf. Ich wurde mit Anfragen für Privatbesuche geradezu überschwemmt. Leider blieben mir nur noch neun-

zehn Tage. Wenn ich nicht rechtzeitig nach Kanada zurückkehrte, verfiel die Garantiesumme. In den wenigen freien Augenblicken schlenderte ich durch Manhattan, schaute mir verschiedene Sehenswürdigkeiten der Stadt an und aß Austern in Coney Island.

Mit tiefem Bedauern fuhr ich nach Kanada zurück. In der Tasche trug ich das Vielfache der Summe, die ich mitgebracht hatte, und im Koffer einige neue Hemden von Macey, dem ersten Fachgeschäft Neuyorks. Kanada war nicht das Land für mich. Kaum war ich in Toronto, rüstete ich mich zur Rückfahrt nach England. Als ich die *Samaria* bestieg, hatte ich noch zwei Dollar in der Börse. Wovon ich auf der Fahrt über den Atlantik leben sollte, wußte ich nicht, aber ich war zuversichtlich. Als ich in England das Schiff verließ, konnte ich auf eine sehr angenehme Reise zurückblicken und besaß fünfzehn Pfund Bargeld.

Noch waren wir keine zwanzig Minuten aus Neuyork ausgefahren, als ich mit einer ältlichen Dame ins Gespräch kam. Es war ihr anzusehen, daß sie eine Schwatze war. Zu meinem Glück und ihrer Überraschung stellte sich die Hellsicht ungerufen ein. «Sonst verlange ich für dergleichen ein Honorar», sagte ich abschließend, «aber selbstverständlich will ich diesmal nichts dafür.» Innerhalb von fünf Minuten hatte die Neuigkeit die Runde durch das Schiff gemacht. Die Passagiere traten sich im Gedränge, das bald einsetzte, gegenseitig auf die Füße. Jeder wollte sich wahrsagen lassen. Die Schiffszeitung veröffentlichte ein Gratisinserat, und im Konzertsaal gab ich eine Vorstellung mit Demonstrationen in Hypnose. Ich glaube, ich hätte ein Vermögen verdienen können, wenn ich mich diesem neuen Gewerbe gewidmet hätte: nicht als Berufsspieler, wie es einst üblich war, sondern als Hellseher, Wahrsager und Hypnotiseur über die Weltmeere fahrend! Doch als wir in Southampton landeten, machte ich mich unverzüglich auf den Weg nach London.

Daß mich viele Schwierigkeiten erwarteten, war mir klar,

doch selbst «Psi» verriet mir nicht, wie hart der Lebenskampf in den nächsten Jahren wurde. Den Spiritisten fernzubleiben, fiel mir jetzt leicht; nach der Versammlung in der Albert Hall wollten sie nichts mehr von mir wissen. Mein ganzes Kapital bestand in vierzig Pfund. Dabei hatte ich keine Ahnung, was ich unternehmen könnte. Als ich jedoch durch den mir vertrauten und geliebten Nebel Londons schlenderte, kam mir nach einer Weile wieder der Lebensmut. Ich durfte zu meinem bewährten Mutterwitz Vertrauen haben; es würde sich gewiß eine Chance für mein Talent finden.

Marjorie lebte jetzt bei ihrem Vater. Er war mir nicht gewogen, was vielleicht verständlich ist, und Marjorie schien entschlossen, bei ihm zu bleiben. Sie riet mir, bei alten Freunden der Ankh-Gesellschaft, Brian und Irene Brown, Logis zu nehmen. Ungern und zögernd willigte ich ein. Seit einiger Zeit ängstigte mich die Vorahnung, daß unsere Ehe am Zerbrechen sei; dieser Gedanke bedrückte mich sehr. Bald darauf erfuhr ich, daß Marjorie mit einem andern Mann lebte, und wir wurden geschieden.

Nicht viel später trat ich zum erstenmal im Fernsehen auf. Ich machte die Bekanntschaft von Michael Storm, der damals den Text für die Sendung «Film Time» schrieb. Er riet mir, mich an die Programmleitung zu wenden. Die Television hatte damals mit Schwierigkeiten zu kämpfen; vielleicht ließ man mich darum so rasch für eine Probe kommen. Nebel hingen um den Sendeturm, als ich mit dem Bus vor dem Alexandra Palace anrollte. Daß ich mich lächerlich machen würde, schien mir höchst wahrscheinlich, aber mich tröstete der Gedanke, daß vorläufig nur eine Probeaufnahme stattfand.

Es waren etwa zwanzig Personen anwesend. Zuerst gab ich Erläuterungen über die paranormalen Fähigkeiten und ihre Tätigkeit. Offensichtlich glaubte mir niemand. Dann gab ich einige Proben. Einer Dame, die in der Nähe saß, sagte ich, sie trage in ihrer Handtasche die Photographie eines jungen Mannes der Air Force namens John bei sich. Ich hatte richtig getroffen;

und schon war die Neugierde geweckt. Nach und nach kamen mehr und mehr Angestellte aus anderen Räumen des Studios, in denen man die Probe mit ansehen konnte, zu uns herüber. Es endete damit, daß sich der ganze Mitarbeiterstab einfand und jeder etwas über sich hören wollte.

Einen Monat später erhielt ich vom Studio einen dringenden Anruf. Nach einer Sendung mit dem verstorbenen König George sollte ich auftreten. Laut Programm hätte auch die Ankunft des Königs in Covent Garden und das folgende Ballett übertragen werden sollen, aber der Verband der Musiker hatte ein Veto dagegen eingelegt, daß seine Mitglieder vor dem nichtzahlenden Publikum der Television spielen sollten. In der Verlegenheit rief mich das B. B. C. zu Hilfe. Ohne Manuskript und Notizen hatte ich vierzig Minuten lang vor dem Bildschirm zu improvisieren. Aber ich war diesmal meiner Sache sicher, und alle waren mit mir nachher sehr zufrieden. Ich erinnere mich nur noch an eine einzige Einzelheit: einem Mädchen sagte ich, sie habe etwas mit einer Apotheke zu tun und kenne den Unterschied zwischen Kalium Bromid und Magnesium Sulfat.

Die Folge der Sendung war eine Flut von mehr oder weniger seriösen Angeboten von Variétéagenten; anscheinend versprochen sich alle viel *von* mir, aber wenig *für* mich. Die Post brachte mir dreihundert Briefe von Zuschauern ins Haus; daran schlossen sich einige einträgliche Privatbesuche. Auch mehrere meiner früheren Kunden kamen wieder; trotzdem herrschte in meiner Börse anhaltend Ebbe. Nie zuvor im Leben war ich in so arger Bedrängnis gewesen.

Das einzige, was mich vor dem Elend rettete, war gelegentlich eine vorteilhafte Hellsicht beim Kartenspiel. Über das Wochenende besuchte ich häufig meinen Freund Geoffrey Norris in Bournemouth. Sein Gesundheitszustand machte mir großen Kummer. Sein Frühstück bestand aus Likören und der Lektüre der Morgenblätter. Hatte er das Bedürfnis nach einem kräftigeren Mahl, dann leistete er sich einen tüchtigen Schluck aus der Ginflasche. Er war so sehr zusammengefallen, daß man

durch seine Hände hindurchsehen konnte; sein Gang glich dem einer von Rheuma geplagten zerbrechlichen Puppe. Alle Rat schläge prallten wirkungslos an ihm ab. Eher hätte man den Tafelberg überreden können, in der Tafelbai ein Bad zu nehmen, als Geoffrey vom Trinken abzuhalten.

Die Abende wurden dem Kartenspiel gewidmet. Mit der Zeit merkte ich, daß ich oft wußte, welche Karte gerade zuoberst im Stock lag. Ich sah, diese mußte ich «kaufen», denn sie machte die nötigen einundzwanzig Punkte voll, oder ich mußte sie liegen lassen, weil sie mir nichts nützte. Ich warnte Geoffrey vor «Psi», das mir endlich einmal helfe. Er lachte nur und wollte weiter spielen. So gewann ich an zwei Abenden fünfundzwanzig Pfund. Sonst war mir «Psi» nur noch ein- oder zweimal bei Hundrennen von Nutzen; als ich das Programm studierte, sah ich plötzlich, welcher Hund gewinnen werde. Gerne möchte ich jedoch einmal an einem streng kontrollierten Kartenexperiment von der Art teilnehmen, wie Dr. Rhine sie durchgeführt hat. Wenn der Spielcharakter ausgeschaltet wäre, könnte ich nach meiner Überzeugung bestimmt gute Ergebnisse erzielen. Ein Berufsspieler zu werden, war aber nicht nach meinem Geschmack. Auch wenn sich genug dumme reiche Leute zum Spiel mit mir gefunden hätten, wäre mir «Psi» dabei wahrscheinlich untreu geworden... Also ergriff ich die einzige Chance, die sich mir bot, und wurde — Haarkünstler. Auch heute noch bin ich kein schlechter Friseur, doch habe ich, wie ich fürchte, keine besondere Begabung für diesen Beruf.

Ich lebte damals bei Vera und Marcel Pociu in Notting Hill Gate. Marcel war ein französischer Artist und ein guter Charakterdarsteller. Vielleicht erinnert sich der eine oder andere Leser noch an den Film *So long at the Fair* oder an das Schauspiel *The River Line*. Während einiger Zeit befaßte sich Marcel mit Spiritismus und wurde bald einer der beliebtesten «Geistmaler». Er pflegt schöne Porträts von «Schutzgeistern» zu malen; da er aber an der Sache zu zweifeln begann, gab er diese Malerei wieder auf. Durch ein mir bekanntes Medium war er

zum Spiritismus «bekehrt» worden. Als ich dieses Medium einmal traf, hatte ich ein deutliches Gesicht und konnte ihm sagen: «Sie sind ein guter Hellseher, aber Sie sind daran, etwas zu tun, was Ihnen sehr schaden kann.» Er tat es trotzdem, und es kam an den Tag, daß die meisten seiner «Offenbarungen» aus der Kartei einer Versicherungsgesellschaft stammten, da er Zugang zu den Personalkarten ihrer verstorbenen Mitglieder hatte. Maurice Barbanell enthüllte die Geschichte in den *Psychic News*. Darauf verlor Marcel sein Interesse für «Geister», aber durch ihn lernte ich Maurice Barbanell kennen, und bei Barbanell machte ich Bekanntschaft mit Ada und Tim Harrison.

Ada führte an der Elgin Avenue in Maida Vale einen Damensalon. Sie kam auf den Einfall, daß «Psi» in die langweilige Prozedur der Herstellung von Dauerwellen würzige Abwechslung bringen könnte. Während der Haartrockner summte, erzählte ich den Damen meine Gesichte und lernte zwischendurch die Kunst des Friseurs.

Das Handwerk war mir nicht ganz fremd, denn in früheren Jahren war ich mit einem Jünger Figaros befreundet gewesen. Sooft ich jedoch in Adas Geschäft arbeitete und die in die Apparatur eingeklemmten Haare zu Wellen zu brennen mich bemühte, machte sich Brandgeruch bemerkbar. Die Kundinnen wollten mich schließlich nicht mehr in ihre Nähe kommen lassen, so guter Fortschritte ich mich auch rühmte. Ich verarge es ihnen nicht. In anderen Künsten brachte ich es weiter. Im Kopfwaschen war ich ein Meister; Haare schneiden, ausfilieren und in eine gute Fassung legen, kann ich heute noch wie jeder Fachmann; Locken und Wellen kann ich zu einer annehmbaren Frisur modellieren. Bei L'Oreal, unweit der Oxford Street, lernte ich das Haarfärben. Ich habe Dutzende von Versuchsmodellen traktiert. Das Färben beginnt bei den Haarspitzen; die Haarwurzeln kommen zuletzt dran, weil die Farbe wegen der Kopfwärme hier rascher trocknet. Ein Zeugnis hat mir L'Oreal leider verweigert, weil meine Lehrzeit nicht lange genug gedauert

hatte. Es war Zeit für mich, mich über meine weitere Tätigkeit zu entscheiden.

Bis jetzt war ich Lehrling ohne Bezahlung gewesen. Ich lebte von dem, was mir die Privatinterviews einbrachten. Welche Aussichten besaß ich als «Haarkünstler» mit Diplom? War es nicht jetzt schon klar, daß ich höchstens ein drittrangiger Friseur in einer Vorstadt werden konnte? Wozu hatte ich daneben noch Talent? Auf diese Frage fand ich keine Antwort außer der einen: zur außersinnlichen Wahrnehmung, zu «Psi»! Aber jede Beschäftigung auf diesem Gebiet schien mir versperrt.

Als ich all das erwog, stieg in mir plötzlich die Gewißheit auf, daß sich binnen kurzem eine Türe öffnen werde. Ich sah eine schwebende Bierflasche, eine blitzblanke Bar und eine Menge fröhlich lachender Menschen vor mir. Wenige Tage später war es so weit.

Der Grove Hall Court Klub in Maida Vale lud mich zu einer Vorstellung ein. Diese begann auf dramatische Weise. Ich sah eine junge Frau an einem Tisch sitzen, und schon konnte ich ihr sagen: «Sie haben eben die Photographie eines Mannes angeschaut. Es ist etwas auf Italienisch darauf geschrieben. Sie haben geweint. Er ist sehr krank, und Sie machen sich deswegen große Sorgen.» Da ließ die Dame den Kopf auf den Tisch fallen und begann heftig zu weinen.

An einem andern Tisch wurde ich auf einen Mann aufmerksam, dem die nächste Vision galt. «Sie sind sehr glücklich, daß Sie mit dem Leben davongekommen sind. Es hatte etwas mit Ihren Beinen zu tun, doch kann ich nicht genau sagen, worum es sich handelte.» Der Mann schaute mich voll Überraschung an. Dann stand er auf, trat vom Tisch zurück und stülpte die Hosenstöße empor. Er hatte Holzfüße. Im Ersten Weltkrieg waren ihm die Füße abgeschossen worden. Inzwischen hatte er so gut gehen gelernt, daß nicht einmal die Klubinhaberin, Frau Coffano, von den künstlichen Füßen etwas wußte.

Am Schluß der erfolgreich verlaufenen Vorstellung lud mich Frau Coffano ein, mich ihren Klubgästen für Beratungen regel-

mäßig zur Verfügung zu halten. Die Zustimmung zu ihrem Vorschlag fiel mir nicht schwer, als ich an die Bar trat und in ihr das Urbild meiner neulichen Vision erkannte. Die Gelegenheit, auf die ich gewartet, war gekommen.

In den ersten Tagen mischte ich mich jeweils unter die Gäste. Wollte jemand einen Versuch mit «Psi» wagen, zogen wir uns in ein Hinterzimmer zurück. Auch Mieter im Hause holten meinen Rat. Trotz guter Kundschaft reichte es nicht für den Lebensunterhalt, und ich mußte mich um mehr umsehen. Hin und wieder half ich an der Bar aus, wenn sich ein Angestellter verspätete oder erkrankte. Dabei stellte es sich heraus, daß mir diese Tätigkeit ausgezeichnet lag. Die Gäste unterhielten sich aufs beste bei mir. Als mich Frau Coffano aufforderte, die Stelle des Barmans zu übernehmen, sagte ich daher sofort zu. «Psi» und vermutlich auch meine zu Späßen aufgelegte Person brachten das Geschäft zum Blühen. Ich erhielt ein kleines Gehalt; zusammen mit den bisherigen Einnahmen ließ sich davon leben. Zu meiner angenehmen Überraschung stellte sich bald heraus, daß die Trinkgelder die Summe meines Gehaltes noch überstiegen. Es war eine sehr bescheidene Stellung, aber ich fühlte mich glücklich. Und da ich glücklich war, besserte sich meine schwache Gesundheit, und mein hellseherisches Talent schärfte sich.

Ich war entschlossen, meinen neuen Beruf gut auszufüllen. Über die Bar hing ich ein Plakat mit der Aufschrift: «Gefahr! ein Genius (Schutzgeist) arbeitet hier!» Wenn Frau Coffano die Oliven und Biskuits für die Bargäste vergaß, brachten diese auf meinen Wunsch selber welche mit. Immer wieder mußte ich meinen Posten für einige Augenblicke verlassen und mit einem Besucher ins Hinterzimmer gehen, aber sehr häufig gab ich meine Einfälle und Ratschläge gratis über den Bartisch hinweg. Das gefiel den Gästen, viele brachten Freunde und Bekannte mit, die den wahrsagenden Barman ebenfalls sehen wollten.

Nicht selten hatte ich ausgezeichnete Erleuchtungen, auch

wenn ich beim neuen Gewerbe alle Hände voll zu tun hatte. Eines Tages fragte mich ein Arzt, der die Trennungsoperation an siamesischen Zwillingen vornehmen mußte, wie sie wohl ausfallen werde. «Eines der Kinder wird leben», erwiderte ich, «das andere sterben.» «Nicht doch, Ronnie! Weißt du nichts Besseres?» Am nächsten Abend kam er, bestellte für mich ein Maß Bier und gestand voll Betrübnis: «Du hast recht gehabt.»

Einer der Gäste verlangte von mir anhaltend, daß ich ihm auch einmal etwas voraussagen soll. Schließlich erklärte ich, das einzige, was ich sehe, sei, daß er nächstens mit der Polizei Schwierigkeiten haben werde. Er lachte bloß, aber es verging kein Monat, und er saß wegen Hehlerei im Gefängnis.

Die Gäste waren sehr freundlich zu mir. Auch abgesehen von «Psi» war ich bei ihnen beliebt. Immer wieder spendierte mir dieser und jener ein Glas. Ich verstand es, ständig einen Humpen vor mir stehen zu haben und das Geld für das Getränk auf die Seite zu legen. Es war schon ein sehr schlechter Sonntagmorgen, wenn ich nicht wenigstens dreißig Schilling an Trinkgeldern einnahm. Wenn ich ihnen über den Bartisch hinweg einen guten Ratschlag gab, kargten sie selten mit einem großzügigen Trinkgeld.

Es kamen auch viele Zweifler mit dem Vorhaben, mich «hinzuzulegen». In der Regel endete es damit, daß sie mir für meine «psychologische Akrobatik» Anerkennung zollten. Ein Besucher erklärte einmal des langen und breiten, er habe mich auch sehen wollen, zweifle nun aber nicht mehr, daß alles nur Humbug sei. Ich ließ ihn ausreden. «Sie haben eine drei Zoll lange Narbe an Ihrem linken Bein und reisen übrigens bald nach Indien ab», sagte ich schließlich voll Unmut. Er erbleichte. «Jetzt aber schweigen Sie und trinken endlich Ihr Glas leer.» Von da an war er einer meiner eifrigsten Anhänger. Indien schien mich in diesem Klub geradezu zu verfolgen. Auch Harry Norris konnte ich eröffnen, daß er seine Stelle bald aufgeben, aber in der gleichen Branche nach Indien gehe. Ich konnte ihm sogar die Stadt seiner künftigen Tätigkeit nennen. Nicht viel später

brach die Firma, in der er arbeitete, zusammen; einzig in Indien konnte er wieder Beschäftigung finden — in der Stadt, die ich erwähnt hatte.

In der Freizeit half ich bei einer Photographin aus. Ihre Dunkelkammer lag in einem der Nebengebäude. Sie hatte so viel zu tun, daß ihr jede helfende Hand willkommen war. Eines Tages entwickelte ich ein Negativ. Als die Gesichtszüge eines Knaben allmählich zum Vorschein kamen, sagte ich vor mich hin: «Er hat ein Gehörleiden und nimmt Klavierunterricht.» Erst jetzt wurde mir bewußt, warum mich diese Arbeit stets sehr ermüdete; wenn ich Negative entwickelte, kamen mir, ohne daß ich mir darüber zuvor Rechenschaft gegeben hatte, unwillkürlich Gesichte. Photographien regten meine Hellsicht immer schon an. Aus der neuen Beobachtung und aus späteren Experimenten ergab sich, daß ich die besten Ergebnisse erziele, wenn das Bild im Entwickler vor meinen Augen Gestalt anzunehmen beginnt. Ich gab diese Nebenbeschäftigung sogleich auf: sie war zu anstrengend für mich, und ich verschwendete darüber unnütz meine beste Gabe.

Ich war weiterhin sehr knapp an Geld, aber das innere Gleichgewicht entschädigte mich für alles. Oft saß ich in meinem kleinen Zimmer in Linden Gardens und las bei einer Tasse Kakao die Schriften des Konfuzius, die mich völlig gefangen nahmen. Es war eine wechselvolle Zeit voll Armut, Sorgen und Anspannungen aller Art. Ich benutzte sie, um über vieles ins klare zu kommen. Daß ich oft auf eine Mahlzeit verzichten mußte, half mir vielleicht, mich besser auf mich selbst zu besinnen. Hat nicht schon Konfuzius gesagt: «Von Männern, die sich den ganzen Tag mit Speisen vollstopfen und nie ihren Geist gebrauchen, ist nicht viel zu erwarten.»

Wie arbeitet «Psi»?

Vor zweitausend Jahren anerkannten die Menschen das Paranormale als Teil der natürlichen Ordnung, und niemand zweifelte an Wundern. Heutzutage gibt es nach der Meinung der Mehrzahl weder außersinnliche Wahrnehmungen noch Wunder. Wenn ein eingefleischter Skeptiker Zeuge eines eindrucksvollen, ihm gänzlich unerklärlichen Phänomens wird, wartet er mit dem alten Schlagwort auf: Tricks!

Neulich sprach ein Reporter in der Absicht bei mir vor, mich zu «erwischen». Ich konnte ihm sagen, daß sein Vater ein Zwillingkind gewesen sei und daß der andere Zwilling bei der Geburt starb. Ich hatte richtig getroffen. Offensichtlich konnte ich nicht auf normalen Wegen Kenntnis von der Tatsache haben. Vor zweitausend Jahren hätte man dies ohne weiteres hingenommen, mich vielleicht einen «Seher» genannt und alles in Ordnung gefunden. Seher und Magier waren anerkannte Glieder der Gesellschaft. Als der Reporter über den Vorfall schrieb, gab es einiges Aufsehen, aber die meisten glaubten ihm nicht.

Hätte ich in alten Zeiten einem Mann gesagt, innerhalb von drei Tagen werde an seinem Wagen ein Rad abfallen, so hätte sich niemand gewundert, wenn der Unfall eingetreten wäre. Vor einigen Jahren erklärte ich Sir Arthur du Cros, daß vorn in seinem Wagen etwas nicht in Ordnung sei und die Gefahr eines schweren Unfalls bestehe. Da er sich auf eine längere Reise begeben wollte, ließ er den Wagen glücklicherweise nachprüfen. An der Steuerung fand man eine Bruchstelle, die bei einer längeren schnellen Fahrt zu einem Unfall hätte führen müssen. Vermutlich rettete ich ihm das Leben. Die meisten Leute, die

von meiner Voraussage hörten, blieben nicht nur zweiflerisch, sondern zeigten sich regelrecht verärgert, daß sie die Tatsache nicht abstreiten und widerlegen konnten.

In diesem Kapitel sei nun der Versuch unternommen, zu zeigen, wie die mir verliehene, vielen so verdächtige Gabe meiner Meinung nach arbeitet. «Außersinnliche Wahrnehmung» ist der wissenschaftliche Name für eine Fähigkeit des Geistes, von etwas unmittelbar und ohne Mitwirkung der fünf Sinne Kenntnis zu erhalten. Dazu gehört unter anderem die Telepathie, das heißt die Einsicht in die Gedanken, Gefühle und selbst das Unbewußte anderer Menschen ohne Benutzung der Sinnesorgane, sowie das Hellsehen, also das Wissen um Ereignisse, die sich außerhalb des Wahrnehmungskreises abspielen und zum Teil in der Vergangenheit oder Zukunft liegen. Von den Menschen, welche außersinnliche Wahrnehmungen haben, sagen manche Wissenschaftler hierzulande, sie besäßen das «Psi»-Vermögen.

Außersinnliche Wahrnehmung und «Psi»: das sind nur neue Namen für eine alte Sache. Seit Menschengedenken gab es sie, und wer weiß, ob nicht auch Säugetiere sie besitzen. Jedoch, trotz allen Fortschritten in Wissenschaft und Psychologie scheint die Menschheit sie heute weniger anerkennen zu wollen als vor zweitausend Jahren. Immerhin wenden sich die Dinge jetzt zum Bessern.

Seit rund fünfundzwanzig Jahren haben sich eine Reihe hervorragender Wissenschaftler der Forschung auf dem Gebiete der Parapsychologie zugewandt, ich nenne besonders Professor Dr. J. B. Rhine von der Duke-Universität in den Vereinigten Staaten. Sie haben einwandfrei bewiesen, daß es außersinnliche Wahrnehmung und paranormale Erscheinungen gibt und daß diese nicht einmal so selten sind.

Berühmt sind die Experimente Dr. Rhines mit Zener-Kartenspielen. Der Zenertest ist leicht zu verstehen. Ein Satz besteht aus 25 Karten, auf denen Wellenlinien, Kreis, Quadrat, Stern oder Kreuz abgebildet sind. Dr. Rhine und seine Mitarbeiter haben Hunderte von Personen gefragt, welche Karte als nächste

in der Reihe folgen werde. Nach den Gesetzen der Wahrscheinlichkeit sollte bei 25 Karten fünfmal richtig geraten werden, was dem Verhältnis von einem Treffer zu fünf Fehlleistungen entspricht. Kehrt sich aber das Verhältnis um, dann ist das bereits sehr bemerkenswert. Das Verhältnis von hundert Treffern zu *einer* Fehlleistung ist etwas ganz Außerordentliches. Bei 5000 Treffern nimmt man an, daß mit Bestimmtheit ein anderer Faktor als der bloße Zufall mit im Spiele sein muß. Ein Student Dr. Rhines sagte in einer Sitzung, an der 25mal das ganze Spiel aller 25 Karten durchgegangen wurde, die nächstfolgende Karte ausnahmslos richtig voraus. Das entspricht einer Treffsicherheit von 298 023 223 876 953 125:1! Andere brachten es immerhin auf 21, 18, und 17 Treffer bei 25 Karten.

Kartenexperimente machte auch der Mathematiker Dr. S. G. Soal in London. In elftausend streng kontrollierten Versuchen war ein gewisser Shackleton so erfolgreich, daß das errechnete Verhältnis von Treffern zu Fehlleistungen

1 000 000 000 000 000 000 000 000 000 000 000:1
ausmachte! Nach den Versuchsbedingungen war jeder Trick völlig ausgeschlossen. Damit ist die Tatsache außersinnlicher Wahrnehmung zwingend erwiesen.

Seit dem Erscheinen von Dr. Rhines epochemachendem Buch *Extra-Sensory Perception* (1934), worin er drei Versuche beschreibt, haben verschiedene Leute gegen seine Methoden Einwände erhoben, aber eine stichhaltige Kritik gegen seine Ergebnisse hat noch niemand vorgebracht. Das ihm gebührende Interesse und die verdiente Verbreitung hat sein Werk, wie auch Aldous Huxley bedauernd bemerkt, allerdings nicht gefunden. Neulich wurde an 515 Mitglieder der amerikanischen Psychologischen Gesellschaft ein Fragebogen zur Parapsychologie verschickt. Nur 14 Forscher hatten, wie es scheint, auf diesem Gebiet einige persönliche Erfahrung. 360 der befragten Wissenschaftler sandten eine Antwort ein; nur zwei Drittel von ihnen hatten überhaupt je eine wissenschaftliche Abhandlung über dieses Thema gelesen. Angesichts dieser Tatsache ist es nicht

verwunderlich, wenn der Mann von der Straße nicht an außersinnliche Wahrnehmung und an ähnliche Dinge glauben will.

Höchstwahrscheinlich war bei der alten Alchemie und verwandten Erscheinungen oft Parapsychisches beteiligt. «Hexerei» und «Zauberei», bei denen meist «Psi» und andere paranormale Dinge mitwirken, gibt es heute noch in England. Ein Mordfall zum Beispiel, der sich während des Krieges in der Nähe von Stratford-on-Avon zutrug, wies alle Zeichen eines alten Hexenrituels auf. Allerdings hat man den Eingeweihten dieser dunklen Künste stets nicht nur übernormale, sondern sogar übernatürliche Kräfte zugeschrieben.

Die Versuche Mesmers und später Dr. Charcots mit Hypnose und Suggestion haben das Interesse am Spiritismus etwas geweckt und dem Glauben an das Parapsychische eine erste Stütze gegeben.

Der Spiritismus jedoch, der sich — nebenbei bemerkt — gerne einen pseudowissenschaftlichen Anstrich gibt, hat nichts Neues gebracht. Für ihn ist jedes wirkliche und scheinbare paranormale Phänomen ein Beweis für das Fortleben der Seele nach dem Tode und die Existenz überirdischer Geister. Seine Einstellung ist unwissenschaftlich, mystisch und veraltet.

Nach meinem Dafürhalten ist «Psi» kein Beweis für das Dasein Gottes oder die Unsterblichkeit der Seele, aber selbstverständlich ebensowenig ein Beweis dagegen. Meines Wissens wird diese Ansicht von den modernen Forschern auf dem Gebiet der Parapsychologie geteilt. Darin liegt das Neue und Aufschlußreiche der neuen Forschungsmethoden. Sie haben den Beweis erbracht, daß es parapsychische Fähigkeiten *gibt* und daß diese etwas anderes sind als religiöser und pseudoreligiöser Glaube. Damit ist der Weg in ein noch wenig bekanntes Reich gangbar gemacht. Doch stehen wir *erst am Anfang*.

Über die parapsychischen Fähigkeiten als solche weiß man noch fast nichts, aber wenigstens dürfen sich jetzt gescheite Männer ihrem Studium widmen, ohne deswegen als verdreht angesehen zu werden. Ich persönlich bin — mit vollem Be-

wußtsein, früher jedoch ohne es zu ahnen — für Forscher ein wanderndes Laboratorium, denn aus verschiedenen Gründen ist mein paranormales Talent gut entwickelt. Daher will ich jetzt über «Psi» sprechen. Daraus lassen sich möglicherweise Schlüsse ziehen, die vielleicht eines Tages für die tiefere Erkenntnis des menschlichen Geistes von Nutzen sind. Ich glaube fest, daß wir später einmal das Parapsychische so gut begreifen lernen, wie wir heute zum Beispiel den Verbrennungsprozeß im Körper begreifen. Natürlich müssen dafür noch Methoden entwickelt werden. Man muß, denke ich, zum Beispiel Wege finden, um Reichweite und Grad des Talentbesitzes bei den einzelnen medial begabten Menschen zu messen.

Die noch schüchternen Versuche, mit Enzephalographen und ähnlichen elektrischen Apparaten das Funktionieren und die Wellen des Hirns bei geistiger Tätigkeit zu messen, haben meines Wissens bis heute so viel herausgefunden, daß «Psi», was auch sein eigentliches Wesen sei, von denselben physiologischen Prozessen im Hirn begleitet ist wie andere Denktakte. Die von den Apparaten angezeigten Funktionen lassen keinen Unterschied zwischen normalen und paranormalen Tätigkeiten erkennen.

Obwohl sich «Psi» offenbar der normalen Organe in anscheinend normaler Weise bedient, hat es für mich im *Erleben* doch eine andere Farbe und Struktur. In der Regel kann ich einen normalen und einen paranormalen Einfall und Gedanken gar nicht miteinander verwechseln. Die Forschung muß einen Weg suchen, diesem Unterschied Rechnung zu tragen. Wie ließe sich mit Laboratoriumsmitteln, sozusagen mechanisch, einem solchen *Qualitätsunterschied* beikommen, wie ließe er sich vielleicht gar messen?

Bevor ich das innere Erlebnis näher beschreibe, möchte ich einige allgemeine Schlußfolgerungen an den Anfang stellen, die sich mir auf Grund einer fast dreißigjährigen Erfahrung aufgedrängt haben.

Nach meiner Überzeugung bringt fast jedermann bei der Ge-

burt auch eine parapsychische Anlage mir, so wie jeder mit dem Geruchs- und Geschmackssinn geboren wird. Das deutlichste Zeichen dafür scheint mir der enge Kontakt zwischen Mutter und Kind zu sein, der oft an mediale Rapporte erinnert. Die meisten Mütter behaupten, daß ihre Kinder, als sie noch klein waren, oft ihre Gedanken lesen konnten. Auch zwischen vielen sich nahestehenden erwachsenen Personen, insbesondere zwischen eineiigen Zwillingen, bestehen regelrechte telepathische Beziehungen.

Wer hat nicht schon jenes unerklärliche Bekanntheitsgefühl erlebt, daß er, zum erstenmal an einem ihm unbekanntem Ort, den Eindruck hat: das habe ich alles schon gesehen, das kenne ich alles? Es gibt noch andere ähnliche Vorkommnisse im Leben, die plötzlich an Voraussicht oder gar an Wiedergeburt denken oder glauben lassen. Die meisten Psychologen haben dies wegeklärt, doch sind sie dabei zu weit gegangen.

Einen überzeugenden Beweis, daß auch Leute, bei denen man es nicht erwartete, latente paranormale Gaben besitzen, erhielt ich bei Versuchen in Kanada im Jahre 1949. Als ich mehrere Personen hypnotisierte, schienen sich einige von ihnen in diesem Zustand mein «Psi»-Talent gewissermaßen «auszuborgen». Wir schritten daher zu einem Experiment. Während der Hypnose wurden im Nebenzimmer Halstücher in zufälliger Reihenfolge, die auch mir nicht bekannt war, nebeneinander gelegt. Mehrere Versuchspersonen konnten die Reihenfolge mit einer Sicherheit bis zu 80 Prozent angeben, im normalen Zustand aber höchsten bis zu 25 Prozent, was der durchschnittlichen Wahrscheinlichkeit entspricht. Merkwürdigerweise ließ dagegen mich selbst, der ich als Hypnotiseur operierte, die außersinnliche Wahrnehmungsgabe während der Versuche im Stich.

Natürlich können die genannten Proben nicht als wissenschaftlich beweisend angesprochen werden, denn ihre Zahl war zu gering und die Kontrolle ungenügend, aber sie bestärkten mich in der Überzeugung von der Notwendigkeit wissenschaftlich ausgearbeiteter Methoden. Immerhin hat meine Beobach-

tung ein neues Phänomen an den Tag gebracht, dem nachzugehen sich verlohnen würde.

Mir scheint sich folgende Alternative zu stellen: entweder wurde meine «Psi»-Gabe auf die andern Personen übertragen oder es wurde durch die Hypnose in ihnen eine Schranke beseitigt, welche die angeborene latente parapsychische Kraft abriegelt hatte. Ich neige eher der zweiten Erklärung zu. Ist «Psi» tatsächlich den meisten Menschen angeboren, dann wird es in 99 von 100 Fällen mit der Zeit völlig überlagert. Meines Erachtens beginnt diese Entwicklung mit dem Erwachen und der Übung des normalen Denkens. Da die Gesellschaft die außersinnlichen Fähigkeiten anzweifelt oder ganz abstreitet, wird jedes Anzeichen davon als Absonderlichkeit, wenn nicht gar als Merkmal von «Verrücktheit» angesehen. Begreiflicherweise werden derartige «Symptome» bei Kindern energisch unterdrückt.

Warum erhält sich diese Gabe trotzdem bei einigen Menschen und gelangt bei ihnen zu größerer Entfaltung? Als Antwort auf diese Frage diene mein eigener Fall als Beispiel; vermutlich wird es sich bei den meisten andern Medien nicht viel anders verhalten. «Psi» regte und entwickelte sich in mir in erster Linie als Kompensation für einen Minderwertigkeitskomplex. Es war die «Fee», welche einem unglücklichen, verstoßenen «Aschenbrödel» etwas Glück brachte. Vielleicht hat auch der Unfall, der, wie ich erzählte, dem ersten deutlichen Auftreten außersinnlicher Wahrnehmung vorausging, einen wichtigen Anteil, indem er eine Art traumatische Dissoziation auslöste. Es ist denkbar, daß durch ihn hemmende Verdrängung, Repressionen und Komplexe, welche in den in unserer Zivilisation aufwachsenden jungen Menschen gebildet werden, zusammenbrachen und daß das Tor zum Unbewußten und Paranormalen aufs neue aufgestoßen wurde.

Wäre ich ein normaler Junge gewesen und hätte ich in einem andern Milieu gelebt, dann hätte ich dieses Tor vermutlich rasch wieder geschlossen. Das zu versuchen, war in der Tat meine erste

Reaktion. Jedoch fühlte ich sofort, daß diese neuen Einfälle neuartiger «Struktur» etwas Besonderes waren, das ich für mich allein besaß und das mich vor den andern auszeichnete. Ich konnte mich damit «wichtig machen», und es schenkte mir ein neues Selbstvertrauen. Von da an war es mir willkommen. Die übrigen Folgen einer so asozialen Anlage nahm ich mit in Kauf.

Wie kündigt sich bei mir «Psi» jeweils an?

Eine außersinnliche Wahrnehmung gibt sich immer durch die damit verbundene innere Erregung zu erkennen. Ohne Beteiligung eines der bekannten fünf Sinne ist sie einfach da. Außerdem macht sich ein regelrechter innerer Zwang geltend und läßt mir keine Ruhe, bis ich nicht die Wahrnehmung irgendwie nach außen kundgetan und abreagiert habe. Ich werde dazu getrieben, jemand von ihr zu erzählen oder sie wenigstens aufzuschreiben.

Die Art, wie eine solche Wahrnehmung in mir aufleuchtet, läßt sich kaum beschreiben. Ich habe den Eindruck, daß etwas wie eine Blase im Hirn plötzlich platzt. Zuerst steigt das verschwommene Gefühl auf, daß etwas sehr Dringliches geschehen werde; und dann ist der Gedanke oder das Gesicht da, als wäre es unvermittelt und spontan entstanden. Oder ich werde mir plötzlich eines innern Vorganges bewußt — ungefähr wie wenn ein gewöhnlicher Gedankengang seinen Anfang nimmt. Mir scheint dann, daß der Einfall von oben herab unter einem Winkel von 45 Grad in meinen Kopf und in das Gehirn eindringt.

Nach meiner Überzeugung ist die letztgenannte zweite Art die besser entwickelte und aus der ersten entstanden. In meiner Jugend kannte ich sie noch nicht. Durch lange Übung aber wurden die Kanäle, durch welche außersinnliche Wahrnehmungen strömen, mehr und mehr geöffnet. Einfälle der ersten Art habe ich auch heute noch. Meistens betreffen sie die wichtigeren Dinge. Im zweiten Fall sind sie weniger lebhaft, und ihr scharfes Erfassen bereitet größere Mühe.

Wie sehen diese Einfälle nun aus?

Ihre Eigenart zu schildern, ist sehr schwer, denn die Sprache ist auf die Wahrnehmungen der gewöhnlichen Sinne zugeschnitten. Darum sprach ich von der besondern «Struktur» der «Psi»-Inhalte. Parapsychische Eingebungen unterscheiden sich von normalen, ich möchte sagen, wie Seide von Serge; sie sind feiner gewoben und fühlen sich weicher an. Und dazu ist eben diese Dringlichkeit und dieser Zwang da, von dem sie begleitet sind: man spürt ein heftiges Verlangen, sie unbedingt zu erhaschen, bevor sie wieder verschwinden.

Wenn man eine Vision hat, muß man sie deuten, wie man ein von den leiblichen Augen gesehenes Bild deuten und in ihm das Abbild von etwas Bekanntem erkennen muß. Parapsychische Einfälle nehmen zur Verdeutlichung und bereits als Teil des Prozesses der Deutung die Gestalt von Bildern, Tönen oder Gedankengängen an. Als Beispiel diene ein «Gesicht», das heißt eine sichtbare visuelle Deutung. Ich habe eine plötzliche «Erleuchtung». Fast augenblicklich verwandelt sie sich in das Bild eines brennenden Flugzeuges. Eine zweite Erleuchtung sagt mir, daß zwischen dem Flugzeug und der vor mir stehenden Person eine nähere Beziehung besteht. Das hat sich in dieser geschilderten Weise tatsächlich mit einem Bekanntem von mir zugetragen. Ich warnte ihn vor einer geplanten Luftreise, und er folgte meinem Rat. Das Flugzeug, das er hatte benutzen wollen, stürzte kurz nach dem Start ab.

Manchmal sind die Gesichte, die sich als die sichtbaren Deutungen der «Erleuchtung» einstellen, nicht wörtlich zu nehmen, sondern haben die Bedeutung von Symbolen. So sah ich einmal einen Berg vor mir; ich konnte daraus schließen, daß der gesuchte Name eines bestimmten Mannes «Hill» (Hügel) sein müsse. Ein anderes Mal sah ich im Geiste einen Freund namens Atkinson; damit wußte ich, daß ein erfragter Name ebenfalls Atkinson lautete.

Neben den sichtbaren gibt es die hörbaren Interpretationen. Als ich in Kanada über meine nächsten Schritte im ungewissen war, hatte ich eine unfaßbare paranormale Erleuchtung. Darauf

«hörte» ich buchstäblich jemand neben mir sagen: «Der Bus für Neuyork fährt jetzt ab.» Mir war sofort klar, daß ich nach Neuyork reisen mußte. Namen werden mir häufig in meinem Kopf «vorgesprochen». Aber ich möchte hier vor einer Verwechslung und einem Irrtum warnen. Dieses innere Hören ist etwas ganz anderes als das angebliche «Hören von Geisterstimmen»; es beweist auch nicht die Echtheit des sogenannten «Trompeten-Mediumismus». Der parapsychische Einfall kommt einem als Aufleuchten eines unbeschreibbaren Erwas. Normale Hirnprozesse verwandeln ihn in eine verständliche Gestalt — im genannten Falle in eine Stimme, welche bestimmte Worte aussprach.

Als ich in meinen Anfängen bei den Spiritisten mitmachte, mußte ich «Schutzgeister» erfinden. Ich hatte nie den Eindruck, daß irgendein fremdes Wesen, ein lebendes oder abgestorbenes, zu mir spreche. Auch damals arbeitete mein Gehirn wie vorher und wie heute noch: als ein Dolmetscher für etwas schwer Greifbares und fast Unerklärliches. Damit soll nicht gesagt sein, daß jedes Medium, das angeblich Geisterstimmen hört, ein Betrüger sei. Nachdem ich meine Schutzgeister erfunden und mich ihrer während längerer Zeit bedient hatte, wurden sie für mich geradezu zu eigenständigen realen Wesen. Zeitweilig meinte ich, tatsächlich ihre Stimmen zu hören.

Noch schwieriger ist, eine dritte Stufe im Deutungsprozeß zu beschreiben. In ihm macht sich der Einfluß des begrifflichen und logischen Denkens bemerkbar. Die zuströmenden Impressionen fügen sich zu einer logischen Gedankenfolgen verwandten und angenäherten Ordnung zusammen und werden nach der Gesetzlichkeit strengeren Denkens gedeutet.

Wo nun entspringen die hellseherischen Erleuchtungen? Offen gestanden weiß ich das nicht. Es gibt nur dürftige Anhaltspunkte. Die Ansicht des Spiritismus müssen wir zweifellos als unhaltbar ausschließen. Am hilfreichsten zur Erhellung der psychischen Ursprungsfrage dürfte wohl Carl G. Jungs Theorie vom allgemeinen Unbewußten sein sowie die von späteren

Psychologen dazu gegebenen Erläuterungen und Ergänzungen. Doch genügt sie in der jetzigen Fassung noch nicht. Das umfangreiche Unbewußte kann als Niederschlag vergangener Erfahrungen nicht Zukünftiges voraussehen; auch kann man zum Beispiel Telepathie gewiß nicht durch die (von Jung natürlich nirgends nahegelegte) Vorstellung erklären, daß die augenblicklichen konkreten Gedanken eines Menschen gewissermaßen auf dem Wege über das allgemeine Unbewußte auf einen andern Menschen — in unserm Falle den Hellseher — hinübergeleitet werden. Die Frage bedarf also vom Standpunkt der Jungschen Psychologie aus noch der allseitigen Erforschung.

Noch weniger genügt für eine Erklärung die ursprüngliche Lehre vom Unbewußten nach Sigismund Freud. Zweifellos haben auch «Psi»-Einfälle unterschiedliche Grade der Bewußtheit und Klarheit, und die besondere Entwicklungsgeschichte des Bewußtseins des Hellsehers muß darauf großen Einfluß ausüben. In psychoanalytischer Selbstbeobachtung bin ich wohl in, mir zuvor unbewußte, frühkindliche Seelensphären hinuntergestiegen, aber diese Methode der Selbsterforschung ist vom Mechanismus parapsychischer Erleuchtung radikal verschieden und macht ihn nicht verständlicher.

Die neuere Psychologie hat im allgemeinen das Paranormale und Okkulte nicht beachtet, soweit sie nicht seine Existenz kurzerhand abstritt. Es ist denkbar, daß von der Psychotherapie, welche mit Neurosen, Hysterien und psychischen Grenzzuständen in nähere Berührung kommt, noch am ehesten Hinweise zu erhoffen sind, die zur Wesenserhellung von «Psi» beitragen könnten. Hellseher müßten mit modernen psychotherapeutischen Methoden behandelt werden. Wie reagiert dann das besondere Talent in den verschiedenen Stadien der Behandlung? Gibt es Hellsehen auch in unbewußten und halbbewußten Zuständen? Nach meinem Dafürhalten scheint mir das unwahrscheinlich, obwohl früher erwähnte Experimente, denen ich mich unterzog, dieser Meinung zu widersprechen scheinen. Aber es besteht wohl ein grundsätzlicher Unterschied zwischen der

Seelenlage bei einer psychotherapeutischen Analyse und jener bei Hypnose oder bei Einwirkung bestimmter Drogen.

Vielleicht läßt sich die innerste Wesensart von «Psi» nie richtig erkennen. Das ist wohl auch nicht notwendig. Mit physikalischen Erscheinungen verhält es sich ja ähnlich. Man kennt die wichtigsten Eigenschaften der Elektrizität und hat sie der Menschheit dienstbar gemacht, aber ihre innerste Natur ist noch etwas sehr Geheimnisvolles. So kann man vieles über «Psi» lernen, es ausbilden und für das Leben auswerten und doch über seinen eigentlichen Ursprung und sein Wesen im Dunkeln bleiben.

Der Bereich der parapsychischen Phänomene ist sehr ausgeht und in sich mannigfaltig. Was Hellsehen verkündet, betrifft ebensogut belangloseste Alltäglichkeiten wie weltbewegende Ereignisse. Häufig offenbart es scharf geschnittene Einzelheiten, in anderen Fällen vermittelt es nur verschwommene Andeutungen, Hinweise und Ahnungen. Belanglosigkeiten beeindruckt die Betroffenen manchmal am stärksten. Einmal sah ich die U-Röhre eines Küchenablaufs vor mir und hatte das Gefühl, sie werde eben gereinigt. «Vorhin war das Abgußrohr in Ihrer Küche verstopft», sagte ich der Dame, die mich aufgesucht hatte. Daß ich das wußte, schien ihr an ein Wunder zu grenzen.

Im Sommer 1939 hatte ich eines Tages ein Gespräch mit einem Freund, der in Guernsey lebte. Während alle bekannten Medien behaupteten, es werde keinen Krieg geben, erhielt ich plötzlich die Vorschau, daß ein Krieg ausbreche und Guernsey besetzt werde. Daher sagte ich ihm: «An deiner Stelle würde ich zusammenpacken und wieder hier herüberziehen.»

Manchmal kann ich bis in Einzelheiten hinein eine Beschreibung davon geben, wie das neue Heim eines Fragestellers nach drei Jahren aussehen wird; unter anscheinend gleichen Umständen kann ich bei anderer Gelegenheit nur sehr allgemeine Aussagen machen. Die Deutlichkeit und Verständlichkeit der Visionen zeigt eben mannigfachste Gradunterschiede. Unmittel-

bar einander folgende vage Visionen können sich jedoch gegenseitig erhellen. Zum Beispiel sehe ich das Bild einer Frau vor mir, die dünner und dünner wird, und gleich darauf ein anderes, in welchem sie beim Essen ist und zusehends fester wird. Die Deutung lautet: wenn die Dame nicht auf ihre Gesundheit achtet, wird sie bald ernstlich erkranken.

Nun darf man aus dem Gesagten nicht schließen, daß sich beim Hellsehen die Dinge schön in der genannten Ordnung abspielen: eine Erleuchtung blitzte auf, sie deutete sich selbst in sinnlich wahrnehmbarer Form oder als Wort und Gedanke, die Deutung, ob allgemein oder mehr ins Einzelne gehend, sei unbedingt richtig und der ganze Vorgang ein unwillkürlicher, automatischer Prozeß. Leider ist dem nicht so. Viele Faktoren bewirken, daß die (in Wesen und Inhalt nicht mit Worten beschreibbare) erste reine Eingebung verwischt wird und sich nicht in eine deutbare oder korrekte Gestalt verdichtet. Die größte Schwierigkeit liegt in der Geschwindigkeit, mit der «Psi»-Erleuchtungen auftauchen und wieder entschwinden, und auch in der Schnelligkeit, mit der verschiedene Lichtblitze aufeinanderfolgen. Hier spielt das Gedächtnis meines Erachtens eine entscheidende Rolle, sowohl die Menge seiner Inhalte wie die Blitzartigkeit seiner Reaktionen. Damit der Einfall verständlich werde, muß er sich in Gestalten, Worte und Gedanken, die er aus dem Erinnerungsschatz entnimmt, verwandeln. Ein Kind, das noch nie einen Autobus gesehen hat, würde das verschwommene innere Bild, das einem Erwachsenen zum Verstehen genügt, nicht deuten können; ihm wäre es ein sachlich sinnloser Komplex von Umrisslinien und Farbflecken ohne Bezug auf die äußere Wirklichkeit. Der parapsychische Einfall muß sich also raschestens des zutreffenden Gedächtnisbildes bemächtigen. Folgen sich die Einfälle zu schnell, dann bleibt den innern Wahrnehmungen zu wenig Zeit, sich bis zur Verstehbarkeit zu entfalten, sie bleiben verschwommen und mischen sich ineinander. Die Hauptschwierigkeit besteht aber darin, daß der hellseherische Einfall in seinem Wesen unsinnlich ist und

sich der Gedächtnisinhalte bloß als eines ihm nicht immanenten Veranschaulichungsmittels bedient, beim Griff in dieses Arsenal sich daher irren kann.

Das Hellsehen verlangt starke innere Konzentration und Gesammeltheit, zugleich aber große Beweglichkeit und Ansprechbarkeit, die der Konzentration entgegenwirken. Auch wenn die Visionen nicht zahlreich sind und sich in einem langsamen Rhythmus folgen, muß man sie sogleich «erhaschen» und «festhalten», bis sie sich verdeutlicht haben, da sie sonst wieder entschwinden und das beunruhigende Gefühl zurücklassen, man habe etwas Wichtiges versäumt. Dazu braucht es jahrelange Übung. Bietet sich die Vision unmittelbar in Form eines bekannten Gegenstandes, Wortes oder Satzes an, dann ist die Sache am leichtesten. Indes ist es mir häufig gelungen, auch mir unverständliche Lautgruppen, Zahlenfolgen und Bilder festzuhalten und anderen mitzuteilen. So konnte ich ganze Sätze auf Hindustani und Japanisch wiedergeben, obwohl ich beide Sprachen nicht kenne und nicht wußte, daß ich sie nun «sprach». Als ich einmal auf einen verstorbenen Mathematiker bezügliche Impressionen hatte, konnte ich eine lange mathematische Formel hersagen, die für mich bei jedem Sinnes war; ein ehemaliger Kollege des Verstorbenen verstand sie aber sogleich.

Wie gesagt, bedeutet die Schnelligkeit der Abfolge der Eindrücke eine große Schwierigkeit. Einst erhielt ich eine sehr alte Photographie einer alten Dame. Als einzige Erläuterung hatte man mir dazu geschrieben, das Bild stelle jemand aus der Ahnenreihe der Familie dar. Aus der Flut der Einfälle konnte ich nur folgendes festhalten: Die Dame war die Tochter aus der morganatischen Ehe eines Prinzregenten (des späteren Georg IV.) und einer Mrs. Fitz... Aus geschichtlichem Wissen war es dann nicht schwer, den Namen der Mutter zu «Fitzherbert» zu ergänzen.

Worte einer fremden oder mir unbekanntem Sprache sehe ich heute bildlich vor mir. Das ist die Folge von Erfahrung und Übung, denn schwierige Worte kann ich leichter erfassen und

im Gedächtnis behalten, wenn ich sie geschrieben vor mir sehe. Daraus scheint sich zu ergeben, daß sich die sinnliche Form, in welche sich die parapsychische Erleuchtung auf ihrer zweiten Stufe verwandelt, durch Übung beeinflussen läßt.

Es gibt noch andere Mittel, um der Schwierigkeiten der Deutung der ersten Empfangnis Herr zu werden. Ich habe in mir gewisse «Klischees» und «Formeln» ausgebildet — eine Art parapsychische Kurzschrift. Sie betreffen das zweite Stadium: die bild- und werthafte Deutung, nicht die Eigenart des ersten Einfalls. Die Anfangsvisionen treten, wie von jeher, in den oben beschriebenen zwei Formen spontan auf.

Gewisse Ereignisse und Situationen kommen im Leben immer wieder vor und wiederholen sich daher auch im Hellsehen. Im Laufe der Jahre habe ich gelernt, sie an «Schlüsselbildern» sogleich zu erkennen. Damit wird der Aufwand an Konzentration und Anstrengung sehr herabgemindert und das anschließende Deutungsverfahren abgekürzt. Manchmal genügen wenige Schlüsselbilder, um einen ganzen Strom von Eindrücken richtig festzuhalten und im Sinn zu verstehen. Die Methode hat sich von selbst allmählich gebildet, aber ich habe sie in letzter Zeit planvoll weiterentwickelt. Vielleicht läßt sich diese «Psi»-Stenographie zu hoher Vollkommenheit ausarbeiten. Doch hat sie auch ihre Schattenseiten. Sie verleitet dazu, die Bilder zu schematisch zu lesen und nicht ihren ganzen individuellen Inhalt zur Geltung zu bringen. Besonders in der Tätigkeit für die Spiritisten hat sich bei mir, wie bei anderen, ein gewisser Schematismus der Deutung eingestellt. Diese Kreise haben eine Vorliebe für bestimmte Vorstellungen, und der für sie tätige Hellseher gelangt allmählich unter den beherrschenden Einfluß der gleichen Vorstellungen. Die schwerhörige alte Tante und der an Krebs gestorbene Onkel tauchen immer wieder auf; in einer bestimmten Schublade liegen die Bilder der verstorbenen Angehörigen usw.

Derartige Vorstellungen treffen, wie ich früher erwähnte, bei größeren Versammlungen immer auf eine Anzahl von Anwe-

senden zu. Wenn es nun nicht auf die Genauigkeit der Aussage ankommt, sondern darauf, durch viele und rasche Erfolge die Leute zum Staunen zu bringen, dann greift man unwillkürlich zu solchen geläufigen Schemata. War ich müde oder nicht recht in Form, so genügte mir ein Schlüsselbild, um das ganze Modell ablaufen zu lassen, ohne mich um Einzelheiten viel zu kümmern. Die «Psi»-Stenographie muß daher mit Wachsamkeit und großer Vorsicht gehandhabt werden; man soll zu ihr überhaupt nur greifen, wenn man der Menge der Einfälle sonst nicht Herr wird.

Daß sich «Psi»-Impressionen vielfach überlagern, erwähnte ich oben. Manchmal liegen sie direkt übereinander wie die Schriften eines mittelalterlichen Palimpsests. Die aufeinander geschichteten Bilder sind nicht alle gleich wichtig, und die Reihenfolge ist kein Maßstab für ihre Bedeutsamkeit. Es ist das also nicht dasselbe, wie wenn die Eindrücke sehr rasch nacheinander auftreten und sich wegen der Schnelligkeit ineinanderschieben. In diesem Falle kommen sie alle gleichzeitig und wie ein Satz Spielkarten durcheinandergemischt. Sie zu entwirren, bereitet namhafte Schwierigkeiten; Verwechslungen in der Deutung schleichen sich ein, und sehr leicht entschwindet ein Teil der Impressionen wieder, ehe man sie festgehalten hat.

Eingebungen über Personen erhalte ich auf dreifache Art:

1. durch Hellsehen in Gegenwart der betreffenden Personen oder auch nur in Gegenwart von jemand, der sie kennt oder mit ihr in Beziehung steht;

2. durch Psychometrie, d. h. durch Betrachtung von Photographien nicht gegenwärtiger und häufig mir unbekannter Personen oder durch Berührung von ihnen gehörenden Gegenständen;

3. durch Hellsehen und Voraussicht unter anderen als den genannten Umständen, wobei das vermittelnde, die Vision auslösende Zwischenglied bloß in sehr losem, entferntem Zusammenhang mit der Person stehen muß.

Der erste Fall ist der einfachste. Wenn sich keine ablenkenden

Umstände geltend machen, z. B. die Anwesenheit anderer Menschen, Lärm, Sorgen und Nervosität beim Besucher, dann strömen mir sozusagen unwillkürlich Gesichte zur Vergangenheit und Zukunft des Fragestellers zu. Ich habe zahllose Leute in meinen Sprechstunden empfangen und ihnen meistens etwas Zutreffendes sagen können; doch bestanden und bestehen hinsichtlich der Fülle und der Klarheit der Erleuchtungen namhafte Unterschiede.

Die Anwesenheit einer Mehrheit von Personen wirkt häufig störend. Es kann sich eine große Mannigfaltigkeit von Bildern einstellen, wobei ich oft nicht entscheiden kann, auf wen sich die einzelnen beziehen. Das muß aber nicht unbedingt so sein. Manche Menschen regen «Psi» viel mehr an als andere; öfter erkenne ich sie mitten in einer Menge sogleich: es ist, wie wenn ich von ihnen, sobald sich die Einfälle melden, ein Signal erhielt.

Wenn bei Befragung zuerst keine Erleuchtung aufscheint, vermag Konzentration die «Psi»-Gabe meist in Bewegung zu setzen. Ich denke dabei nicht an bestimmte Eigenschaften, die ich beobachte, sondern versuche, mich in die sogenannte «Aura» zu versenken, d. h. in die undefinierbare, jeder Persönlichkeit eigentümliche Ausstrahlung. Dem Einfall als solchen ist es nicht anzusehen, daß er sich auf eine bestimmte Person bezieht, und doch merke ich es in der Regel — ich weiß nicht, warum.

Über Menschen, die ich kenne, erhalte ich Erleuchtungen sowohl in ihrer Gegenwart wie in ihrer Abwesenheit; jedoch kommen mir Visionen über Fremde viel leichter und besser als über Bekannte und Freunde. Je besser ich jemand kenne, um so schwieriger ist es, die Reinheit der Eingebung nicht durch das, was ich schon weiß oder zu wissen vermeine, beeinträchtigen zu lassen.

Bei Konsultationen mischen sich häufig Eingebungen über Bekannte der Besucher ein; das läßt sich in keiner Weise verhindern. Oft genug vermag ich die beiden Gruppen nicht auseinanderzuhalten. Zum Beispiel sehe ich ein Landhaus mit

Kletterrosen um den Eingang. Daß das Bild auf die Vergangenheit Bezug hat, schließe ich daraus, daß ein kleiner Junge im Garten spielt; ich weiß, es ist der vor mir sitzende Mann als Kind. Zugleich bemerke ich einen alten Mann mit buschigem Seitenbart und einer Krawattennadel in Form einer Schlange. Ist es sein Vater? Nein, wie sich bei der Befragung herausstellt, ist es der Großvater seiner Frau. Weder die Frau noch der Großvater waren je in diesem Landhaus, und der Besucher hat den Großvater nicht einmal gekannt. Manchmal kann weder ich noch der Fragesteller die Bildmischung entwirren, obwohl ich dank jahrelanger Erfahrung große Übung in der Deutung erlangt habe. Der Grund für das Auftreten solcher «Fremdbestandteile» mag darin liegen, daß in ihnen eine intensive Lebenskraft verdichtet ist. Bei Menschen, über die ich lebhaftere «Psi»-Eindrücke empfangen, zeigt sich diese Vermischung sehr selten.

Schon mehrmals erwähnte ich, daß Photographien mein «Psi» stark anregen. Daraus scheint sich der Schluß aufzuzeigen, daß es kein materielles Element ist, das die parapsychische Erleuchtung über eine bestimmte Person hervorruft, denn wie ein materieller Faktor als angebliches Bindeglied zwischen der Aura des Mediums und jener des Fragestellers die drei Zwischenstadien des Photographierens, Entwickelns und Weitergebens eines Lichtbildes überdauern sollte, wäre schwer einzusehen. Da ist es interessant, daß sich Primitive häufig nicht photographieren lassen wollen, weil die Kamera einen Teil ihres Selbst «wegnehme» und auf das Bild übertrage. Haben sie noch einen Instinkt für das geheimnisvolle Sonderleben des Parapsychischen?

Auch das Berühren von Gegenständen, die einer bestimmten Person gehören, weckt Visionen. Man nennt das Psychometrie. Ich erziele mit ihr gute Ergebnisse.

Die dritte Art ist die Voraussicht, sie betrifft also die Zukunft. Meistens stellt sie sich bei mir kurz vor dem Zusammentreffen mit jemand, auch mit Unbekannten, ein. Plötzlich weiß ich, daß wir zusammenkommen, und erhalte Eindrücke über die Betreffenden. Das eindrucklichste Beispiel langer Voraussicht

erzählte ich schon — es war, als ich meiner Frau die Initialen des Mannes angeben konnte, um dessetwillen sie mich viel später verließ. «Psi»-Eindrücke auf weite Distanz ereignen sich bei mir ferner kurz vor Telephonanrufen und Besuchen; allerdings hat in diesen Fällen schon vorher ein «Rapport» bestanden.

Visionen betreffen nicht nur Menschen und Tiere, sondern auch leblose Gegenstände. Zweimal habe ich gesehen, wie das alte Haus, in dem ich jetzt wohne, zu verschiedenen Zeiten eingerichtet und möbliert war. Den Großteil der Gesichte konnte ich nachträglich auf ihre Richtigkeit nachprüfen. Antiquitäten üben auf mich eine besondere Anziehungskraft aus; ich liebe alles, was alt und schön ist, und es «erzählt» mir fast immer auch seine Geschichte.

Über das zukünftige Aussehen von Dingen haben mich schon viele Erleuchtungen belehrt. Neulich erschienen mir in der Chancery Lane Hochhäuser mit Glaswänden. Man konnte durch das Glas von innen nach außen sehen, aber nicht umgekehrt. Nach meiner Überzeugung wird sich dieses Zukunftsbild mit dieser Straße verwirklichen, obwohl ich zum Datum leider keine Anhaltspunkte besitze.

Im Laufe der Jahre stellen sich auch «Psi»-Erleuchtungen ein, die undeutbar bleiben — nicht aus den oben erwähnten Gründen, wie Raschheit, Mannigfaltigkeit, Undeutlichkeit usw., sondern weil sie eine sehr ferne Vergangenheit und Zukunft betreffen. Vielleicht sind darunter Ahnungen von einer ganz anderen Existenzweise. In längst vergangenen Zeiten war das Dasein vom heutigen sicherlich so grundverschieden, daß die den Vergleich und das Verständnis ermöglichenden Zwischenglieder fehlen.

Ein Blick in die Zukunft wurde mir auch vergönnt, als ich von der Überführung amerikanischer Atomwaffen nach Europa las. Die Namen der deutschen Städte, in denen die Geschosse eingelagert wurden, leuchteten in mir auf. Ich bin so fest von der Richtigkeit der Offenbarung überzeugt, daß ich die Städte aus Sicherheitsgründen nicht nennen will.

Schließlich möchte ich mich noch zu jenem Punkt äußern, der das größte Hindernis gegen die Vollkommenheit des Hellsehens bedeutet und der wissenschaftlichen Forschung die größte Schwierigkeit bereitet: ich meine den psychologischen Faktor. Ein Wanderer zu sein durch Raum und Zeit und gleichzeitig ein gewöhnliches, essendes und trinkendes menschliches Wesen mit Sehnsüchten, Wünschen, Gedanken und Gefühlen, belastet die Psyche in ungeheurer Weise und droht, sie zu «spalten». Wohl ist es möglich, «Psi» in die eigene Persönlichkeit einzubauen und einer schizophrenen Geistesspaltung zu entgehen, aber die Gefahr, in zwei einander fremden Welten zu leben, besteht dauernd. Ich selbst bin daher nicht «normal» und werde wahrscheinlich einen «neurotischen Einschlag» behalten. Entscheidend ist hier jedoch bloß die Frage, ob und wie weit ich trotzdem parapsychische Eingebungen richtig festzuhalten und allgemeinverständlich zu deuten imstande bin.

Einige Beispiele sollen die Einwirkung meiner «Komplexe» und meiner psychischen Artung auf die Tätigkeit von «Psi» verdeutlichen. Ein einziges Mal habe ich über einen Fragesteller nicht die geringste Erleuchtung erhalten. Vier Tage später starb er. Zu jener Zeit nun fürchtete ich mich sehr vor dem Tode. Zufolge dieser Angst konnte ich ihn auch für jenen Mann nicht voraussehen. — Ferner habe ich einen geradezu psychopathischen Ekel vor Blut und Gewalttaten. Darauf bezügliche Visionen verdichten sich häufig nicht zu deutbaren Bildern. Als man mir eine Photographie der ermordeten Betty Jones zeigte, sah ich nur eine dunkle Wolke, die sie verdeckte, und den verschwommenen Schatten eines Mannes. Die Wolke war mein eigener Abscheu vor der vermutlich schrecklichen Szene, welche auf diese Weise meinem Bewußtsein verborgen blieb.

Hellsehen ist sehr ermüdend. Jedesmal, wenn ich für jemand Gesichte habe und sie deuten kann, ist mir, als nähme man ein Stück von mir hinweg. Dauert eine Sitzung sehr lange, so bleiben auf einmal alle weiteren Gesichte aus; das ist wie ein Warnungsruf des Unbewußten vor Überanstrengung. Auch

wenn ich die Arbeit dann abbreche, fühle ich oft heftiges Kopfweg in der Mitte der Stirne.

Häufig wirft man den Medien Unfähigkeit vor, gewinnbringende Geschäfte vorauszusagen und in dieser Hinsicht zuverlässige Ratschläge zu geben. Meines Erachtens ist dafür wieder ein psychischer Umstand verantwortlich: an dergleichen Dingen haftet, wie an allen Glücksspielen, ein moralischer Makel. Außerdem verrät die Hellsicht meistens zu wenig von den für Geschäfte unentbehrlichen Einzelheiten.

Wie weit kann ich mein paranormales Talent beeinflussen?

Ich kann den Zustrom von «Psi»-Einfällen hemmen und ganz unterbinden, aber auf ihre Art und ihren Inhalt habe ich keinen Einfluß. Wenn ich Eingebungen wünsche, konzentriere ich mich mit aller Macht; alle physischen Kräfte scheinen sich in diese Konzentration zu sammeln. Natürlich ist es schon rein körperlich unmöglich, einen ganzen Tag lang in diesem Zustand auszuharren; könnte ich es, dann würden die Visionen vermutlich nie aussetzen. Die Fähigkeit ist ständig in mir gegenwärtig, und ich setze sie in Tätigkeit, wie man mit einem Schalthebel einen elektrischen Stromkreis öffnet. Welche Erleuchtungen aufscheinen, ist völlig ungewiß, höchstens daß ich sie bis zu einem gewissen Grade auf bestimmte Personen und Dinge lenken kann.

Bei der außersinnlichen Wahrnehmung ist wohl die Frage der «Zeit», das Zurücktauchen in die Vergangenheit und das Vorseilen in die Zukunft, die interessanteste und rätselhafteste. Von nicht geringerer Bedeutung scheint mir die Frage, ob sich wohl ein «vollkommener Hellseher» heranbilden ließe. Darauf werden nur geschulte Forscher, Psychologen und Philosophen Antwort geben können — falls dies überhaupt je möglich wird. Meine Erfahrungen und Überlegungen können ihnen dazu vielleicht nützlich sein, weshalb ich von ihnen noch einiges mitteilen möchte.

Was kann «Psi» alles wissen?

Nach einer meiner Vorstellungen kam ein gut gekleideter Mann aus dem Publikum zu mir hinter die Bühne und begann ein Gespräch. Dieser Abend sei seine erste Erfahrung auf dem Gebiete des Hellsehens, erklärte er, und er sei tief beeindruckt. «Nur *eines* überraschte mich», fuhr er fort. «Wie kommt es, daß ein so wunderbares Talent auf Trivialitäten verschwendet wird?» Mir war diese unbestreitbare Tatsache nie sehr aufgefallen. «Psi» sagt ebensogut den Verlust eines Taschentuches voraus wie den Untergang einer großen Stadt. Nun habe ich mich meistens in größeren Versammlungen und bei Privatkonsultationen betätigt, und dabei standen die kleinen Dinge und Begebenheiten des Alltags im Vordergrund: *dafür* waren die Leute interessiert. Das Leben besteht im Durchschnitt eben nicht aus einer ununterbrochenen Folge dramatischer Vorfälle und ist selten eine hohe Tragödie. Es ist vielmehr eine Ansammlung von an sich unbedeutenden Kleinigkeiten, die sich immer und immer wiederholen. Wenn mir beim Besuch einer Hausfrau das Gesicht eines verstopften Abzugrohres oder eines zerbrochenen Teekruges aufleuchtet, so ist dies dadurch verursacht, daß sich neun Zehntel des Denkens der Hausfrau um derartige Trivialitäten dreht. «Psi» ist ein Spiegel des Lebens, des vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen. Voraussicht in die Zukunft bleibt gleichwohl etwas Wunderbares — auch wenn sie bloß das Wachstum von Kohlköpfen und ähnliche Belanglosigkeiten erfaßte. Könige mit weltbewegenden Staatsgeschäften sind heute eine Rarität!

Die ständige Wiederholung des vielen Kleinkrams hat mir

schon oft auf die Nerven gegeben, großartigere Gegenstände wären mir lieber. Jedoch, für den Mann von der Straße ist sein Alltag ebenso wichtig wie für den Staatsmann Fragen von internationaler Bedeutung. Heute bin ich so weit, die hellseherische Betätigung für den dazu Begabten als eigentliche Pflicht zu betrachten. Auch ein Arzt kann seiner Routinearbeit überdrüssig werden und trotzdem mitten in der Nacht sich auf den Weg machen, um einer ganz normalen Geburt beizustehen oder einem alten Mann den nächtlichen Albdruck zu lindern. Die meisten Medien, Hellseher und Wahrsager üben sehr oft ein Amt ähnlich dem des Arztes — oder des Psychiaters — aus und bringen den Menschen in ihren Nöten Hilfe und Rat. Besonders in Liebesnöten wird unser Beistand häufig gesucht.

In den vorausgehenden Kapiteln habe ich schon von einigen außerordentlichen Dingen erzählt, die mir durch außersinnliche Wahrnehmungen kundgetan wurden. Ich sagte den Krieg voraus und habe mehr als *einem* Menschen das Leben gerettet. «Psi» vermittelt auch Ahnungen von Dingen und Welten, die über meine Fassungskraft und über jene wohl aller Menschen des 20. Jahrhunderts hinausgehen. In der Hauptsache beschäftigt es sich jedoch, wie gesagt, mit Alltäglichkeiten, und darin konnte ich vielen Ratsuchenden helfen. Nicht selten freilich war mein Hilfsangebot unwirksam, weil man meinem Ratschlag nicht Folge leistete. Im folgenden will ich einige einschlägige Fälle aus meiner Praxis erzählen.

In Johannesburg kam eines Tages aus reiner Neugier ein älteres Ehepaar zu mir. Es waren reizende, gebildete Leute, nach vielen Ehejahren in tiefer Liebe miteinander verbunden. Wir sprachen über Parapsychologie, von der sie noch wenig wußten. Plötzlich sah ich zwei Kreuze auf einem Friedhof und wußte, daß darunter die beiden begraben lagen. Dazu hörte ich den Mann unter Tränen sagen: «Das ist das Ende. Ich bin nicht imstande, wieder von vorne anzufangen.» Ich verschwieg ihnen das Gesicht, denn aus weiteren Eingebungen schloß ich, daß ihnen wahrscheinlich noch ein anderer Weg offen stehe, denn

gleich darnach sah ich die beiden als Hochbetagte vor meinem geistigen Auge.

«Sind Sie daran, sich in ein großes Geschäft einzulassen?» fragte ich den Mann. «Wenn ja, dann lassen Sie es! Die Zukunft hält Ihnen zwei Wege offen: der eine beginnt mit diesem Geschäft und endigt mit einer Katastrophe.»

Der Mann war von dieser Mitteilung offensichtlich betroffen und fragte: «Glauben Sie wirklich, ich soll es lassen? Es wäre eine große Sache.»

«Hören Sie», antwortete ich mit großer Entschiedenheit, «Sie möchten Ihr Geschäft mit dem eines Bekannten zusammenlegen. Das vereinigte Kapital soll die Gründung einer Importgesellschaft für Stahl ermöglichen. Wenn Sie das tun, unterschreiben Sie Ihr Todesurteil. Die Folgen Ihrer Handlungsweise sind auch für Ihre Frau von großer Bedeutung; wenn Sie nicht an sich selbst denken wollen, so denken Sie an Ihre Frau.»

Mein Ratschlag machte den beiden einen tiefen Eindruck, und sie verließen mich in sehr nachdenklicher Stimmung. Als ich einige Monate später nach Johannesburg zurückkehrte, besuchten sie mich wieder. Sie waren sichtlich aufgeregt.

«Erinnern Sie sich, daß Sie mir von einer Geschäftsverbindung abrieten?» fragte der Gatte. «Sie retteten mir mein Vermögen. Meine Frau beharrte darauf, daß ich mich an Ihren Ratschlag halte, und ich zog mich aus der Sache zurück. Seither ist die andere Firma Bankrott gegangen; ich hätte alles verloren. Ich wäre schwerlich imstande gewesen, wieder von vorne anzufangen.»

Ich bin überzeugt, er hätte es nicht vermocht. Das Unglück hätte ihn in den Tod getrieben, und seine Frau hätte ohne ihn nicht mehr weiterleben wollen.

Ungefähr zur gleichen Zeit schritt ein anderer Kunde über meinen Rat hinweg; er büßte dafür, wenn der Einsatz auch nicht so hoch war. Er war Psychiater. Anlässlich eines Interviews empfing ich für ihn sehr ins einzelne gehende Gesichte.

«Am 18. Oktober werden Sie mit etwas in Beziehung kom-

men, das aus der Erde heraufgeholt wird. Es ist ein gutes Geschäft, aber Sie werden einen Nervenzusammenbruch erleiden und einen Selbstmordversuch unternehmen, glücklicherweise ohne Erfolg. Sie können sich viel Ungemach ersparen, wenn Sie auf meinen Rat hören und diese ganze Angelegenheit gelassen nehmen.» Mir war bereits deutlich, daß er nicht auf mich hörte und das Schicksal seinen Lauf nehmen mußte.

Er lachte dröhnend und glaubte kein Wort. Er bezahlte seine Guinee und ging lachend weg. Auch er suchte mich nach meiner Rückkehr von Kapstadt wieder auf. Jetzt war ihm ganz anders zumute. Alles, was ich vorausgesagt, hatte sich inzwischen bewahrheitet. Er hatte Erfolg gehabt, aber die Überspannung ruinierte seine Gesundheit. In einer Depression versuchte er, sich zu erhängen, wurde jedoch durch die Aufmerksamkeit eines Freundes, der sich seinetwegen Sorgen machte, gerettet.

Durch «Psi» wünschen, wie ich ausführlich erzählte, zahlreiche Menschen vor allem mit ihren abgestorbenen Verwandten und Freunden in Kontakt zu kommen und von ihrem Weiterleben überzeugt zu werden. Obwohl mir persönlich die Tatsache des Hellsehens diese Schlußfolgerungen nicht aufzuzwingen scheint, darf man den Trauernden den Trost, der in diesem Glauben liegt, nicht versagen. Viele hat dieser Glaube aufrechterhalten. Auch Frau Sybil Paley legte eine Erfahrung mit mir in diesem Sinne aus und schöpfte daraus Trost. Das Buch, das sie darüber schrieb, findet man heute noch in den Bibliotheken der Spiritisten. Sein Titel lautet: *My Son Kit* (Mein Sohn Kit).

Als ich mit Frau Paley bekannt wurde, war ich erst 22 Jahre alt. Dr. Nador Fodor machte zu jener Zeit mit mir geradezu grausame Experimente: er hing mich, bildlich gesprochen, an den Füßen auf, um zu sehen, ob mir die Augen aus dem Kopfe fielen. Er war es, der mich Frau Paley vorstellte. Sie hatte kurz zuvor ihren Sohn Kit verloren; er war auf einer Skitour in Kanada verunglückt. Von diesem Augenblick an suchte sie nach einem zwingenden Beweis für das Fortleben der Seele und erforschte den Spiritismus in alle Tiefen. Vage Gesichte und Aus-

künfte befriedigten sie nicht. In ihrem Unglück verlangte sie nach einem untrüglichen Zeugnis.

Mit einer Studentenmütze ließ sie mich einen Versuch in Psychometrie machen. Der Besitzer, so konnte ich ihr sogleich sagen, war mit zwanzig bis zweiundzwanzig Jahren gestorben. Es war ihr Sohn gewesen. Ich gab ihr eine gute Beschreibung seiner äußern Erscheinung und seines Charakters, fand auch den Namen ihres Heimes. Obwohl dies auf Frau Paley Eindruck machte, genügte es ihr nicht als Beweis.

Einige Wochen später trafen wir wieder zusammen. Während wir über verschiedene Dinge sprachen, hatte ich unvermittelt die Vision einer Reihe mathematischer Formeln und Gleichungen. Ich notierte sie sogleich. Ich verstand nichts von ihnen und wußte auch nicht, auf wen sie Bezug hatten. Sie standen, wie sich zeigte, wohl mit Kit in Zusammenhang, denn er war Chemiker und Mathematiker gewesen, dem man eine glänzende Zukunft voraussagte. Noch war Frau Paley nicht zufrieden. Schließlich schlug ein ehemaliger Studienfreund des Verstorbenen vor, ihn durch ein Medium im Jenseits um die Antwort auf eine komplizierte chemische Formel zu befragen. Der Freund bereitete eine solche vor, wie sie nur einem Fachmann verständlich war.

Frau Paley unterbreitete die vorbereitete Frage einem bekannten Medium. Dessen Schutzgeist, angeblich chinesischen Ursprungs mit dem wenig originellen Namen «Tschang», verweigerte die Antwort und erklärte: «Wir sind hier, das Nachleben nach dem Tode zu beweisen, und nicht dazu, Prüfungen abzulegen.»

Die Dame war halb verzweifelt. In der gleichen Nacht träumte sie von ihrem Sohn. Im Traum soll er ihr gesagt haben: «Nimm Ronalds Formeln vor — jene, die er dir vor drei Wochen gab!» Am andern Morgen eilte sie mit meinem Blatt zum Freund ihres Sohnes. Mit größtem Erstaunen sah er es durch: hier stand die Antwort auf das, was er sich erst *nach* meiner Niederschrift ausgedacht hatte!

Seither ist Frau Paley vom Weiterleben ihres Sohnes überzeugt. Ob der Beweis genügt? Hellscherisch war es allerdings eine sehr erstaunliche Leistung.

Auch das Ehepaar Watts dankt mir dieselbe Überzeugung. Das kam folgendermaßen.

Der Sohn des Paares, Eddie, war kurz vor dem Kriege tödlich verunglückt. Das Flugzeug, das er steuerte und in welchem auch eine Schönheitskönigin Platz genommen hatte, stürzte ab. Die Eltern baten mich, sie gelegentlich zu besuchen. Als ich einmal in der Nähe zu tun hatte, klopfte ich bei ihnen an.

Man begann vom Sohn zu sprechen. Ich ging im Zimmer umher, so wie ich es zu tun pflege — wie ich meinte, nach meiner gewohnten, etwas extravaganten Manier. Dann setzte ich mich ans Klavier und spielte ein wenig. Während ich klimperte und schwatzte, schauten sie mir mit verzückter Aufmerksamkeit zu. Schließlich fiel mir das auf und ich fragte sie nach dem Grund. Keines der beiden sprach zuerst ein Wort, bis Frau Watts in Tränen ausbrach. Da bemerkte ihr Gatte mit heiserer Stimme: «Während der letzten zwanzig Minuten waren Sie Eddie.» Ohne es zu wissen, war ich am Geburtstag ihres Sohnes bei ihnen erschienen. Ich hatte mich genau so gegeben, so gesprochen und gestikuliert wie er. Ich hatte sogar dieselben Melodien wie er auf dem Klavier gespielt und die gleichen Fehler gemacht. Ich war mit dessen nicht bewußt gewesen, doch sie versicherten mir, daß alles genau wie bei Eddie gewesen sei; sie kännnten mich ja ziemlich gut, aber in meinem ganzen Gehaben sei nicht mein eigenes Selbst gewesen. Vermutlich haben ohne mein Wissen ihre Gedanken und Erinnerungen telepathisch so stark auf mich gewirkt, daß ich sie unwillkürlich in Aktion umsetzte.

Ich könnte Bücher füllen mit Erzählungen über Leute, die durch mein «Psi» vom Fortleben der Verstorbenen überzeugt wurden. Ein weiteres Beispiel kann eine gute Vorstellung von den Tatsachen geben, die mir über Verstorbene geoffenbart werden.

Es handelte sich um einen jungen Mann, der in der Armee

im Mittelosten Dienst tat und dort getötet wurde. Der Vater besuchte spiritistische Versammlung und schließlich eine Demonstration, die ich in der Alliance Hall gab.

Da ich damals vom Spiritismus noch nicht ganz geheilt war, kündigte ich Gesichte hin und wieder als «Botschaft» eines Verstorbenen an. «Hier meldet sich ein junger Mann», sagte ich der Versammlung, «der vor zwei Jahren starb. Er war ungefähr 22 Jahre alt, sechs Fuß groß und hatte Haare mittlerer Farbe. Er diente in der Armee, wenn ich recht verstehe, bei den Maschinen- oder Tanktruppen.»

Der mir unbekannte Vater erhob die Hand und meinte, die Botschaft könnte vielleicht für ihn bestimmt sein. Der Vater, so erklärte ich ihm weiter, liebe klassische Musik, sein Sohn habe dagegen leichte Musik vorgezogen, und sein Lieblingslied sei Lehars «Dein ist mein ganzes Herz», gesungen von Richard Tauber, gewesen. Auch der Name des Sohnes fiel mir ein.

Als mich der Vater später privat besuchte, bat ich ihn, mir die Photographie des Sohnes zu zeigen, die er bei sich habe; ohne daß er es mir gesagt, wußte ich, daß er sie in der Tasche mittrug. Weiter erzählte ich ihm, daß er eben einen Meccano verkauft habe, mit dem der Knabe seinerzeit spielte. Der Junge besaß auch eine Eisenbahn. Zu dieser gehörten in einer besondern Schachtel aufbewahrte Zusatzgleise, die ihrerseits in einem andern Schrank als die Schachtel mit der Eisenbahn untergebracht wurde. Übrigens sei der Junge farbenblind gewesen. Einige Zeit sei er Rollschuh gefahren und habe sich dann, als man ihm das untersagte, auf das Schlittschuhfahren verlegt. Über diese ganze Geschichte wurde in den *Psychic News* zum Beweis für das Fortleben der Seele des Langen und Breiten berichtet.

Nicht viel später rettete mich «Psi» vor einem Schock, wenn nicht gar vor Schlimmerem. Ich war zu einer Spiritistenversammlung nach Wales eingeladen. Da ich wenig Lust hatte hinzufahren, forderte man mich telegraphisch auf, doch zu kommen. Also schaute ich im Fahrplan nach und suchte einen mir

passenden Zug heraus. Eine halbe Stunde später hatte ich eine sehr verschwommene, doch dringende Erleuchtung, nicht hinzufahren, worauf ich meine Mitwirkung absagte. Der Zug, mit dem ich hatte reisen wollen, entgleiste. Es gab mehrere Tote, und vielleicht wäre Ronald Edwin unter diesen gewesen, hätte ihn sein paranormaler «Schutzgeist» nicht zurückgehalten.

Eine starke außersinnliche Wahrnehmung geht nie fehl, korrekte Deutung vorausgesetzt. Wenn etwas anders herauskommt, als die Voraussicht nahezulegen scheint, darf man nicht voreilig auf ihre Fehlerhaftigkeit schließen. Als ich im Damensalon in Maida Vale arbeitete, konsultierte mich mehrmals eine junge Dame mit dem Vornamen Mollie. Sie trug meist einen Gürtel (= englisch «belt») mit vielen Medaillons daran; wir nannten sie daher nur «Mollie Belts». Ich prophezeite ihr, daß sie einen Australier heiraten und nach Australien übersiedeln werde.

Zuerst schien sich meine Voraussage zu bewahrheiten, denn bald lernte sie einen Australier kennen. Die beiden verliebten sich sogleich und heirateten. Nach der überstürzten Heirat gab es zwischen ihnen heftige Streitigkeiten; sie trennten sich wieder und wurden vor Ablauf eines Jahres geschieden. «Nichts mit Australien!» meinte Mollie traurig. Auch ich verdächtigte mein «Psi». Darauf machte sie die Bekanntschaft eines Engländers, der jedoch nichts mit Australien zu tun hatte. Indes dauerte es nicht lange, bis er sich in Geschäften auf eine Seereise begeben mußte. Mollie begleitete ihn. Sie landeten in Australien, wo sie heute noch in Sidney leben.

Auch als Wassersucher habe ich mich einmal betätigt und war dabei erfolgreicher als ein Geologe. In Johannesburg kam ich mit einem Farmer zusammen, der mich zu einem Besuch auf sein Landgut einlud. Als ich ankam, brütete er eben über einer wichtigen Frage: wo könnte er Wasser für sein Vieh finden? Ein Geologe hatte ihm eine bestimmte Stelle angegeben, wo er darnach graben soll; das Wasser befinde sich allerdings in ziemlicher Tiefe. Hatte schon der Geologe ein hohes Honorar

verlangt, so waren die Grabungen erst recht mit namhaften Kosten verbunden.

Als er mir davon sprach, hatte ich einen meiner Lichtblitze und führte ihn ohne weitere Überlegung an eine bestimmte Stelle. «Dort, wo man Ihnen geraten hat», sagte ich ihm, «werden Sie nichts finden. Sie können so tief graben wie Sie wollen. Wenn Sie aber hier nachforschen, finden Sie ziemlich nahe der Oberfläche genug Wasser.»

«Das glaube ich nicht», erwiderte der Farmer ohne Umschweife, «nichts deutet hier auf Wasser.» «Außer ‚Psi‘», warf ich ein. Er hörte nicht auf mich. Er scharfte das Geld zusammen und folgte dem Rat des Geologen, um nach langem auf ein paar Tropfen zu stoßen. Schließlich versuchte er es an der Stelle, die ich ihm angegeben hatte. Und siehe! Bald stießen sie auf einen sehr ergiebigen Wasserlauf. Nach meiner Erinnerung hörte ich anlässlich der Vision den Ton fließenden und tropfenden Wassers; auch war mir, als fühlte ich körperlich die dort unten herrschende Feuchtigkeit.

Die erzählten Beispiele können von den Menschen, die darin verflochten waren, bestätigt werden. Was ich im folgenden schildere, kann dagegen kein lebendes Wesen mehr bezeugen. Für mich ist es jedoch ein Stück wahrer Geschichte, denn ich habe es mit meinem innern Auge gesehen.

Als ich mit Frau St. Clair Stobart nach Rockingham Castle gekommen war, legte man mir, wie in einem früheren Kapitel erwähnt, zwei alte Pergamentblätter vor. Kaum hatte ich sie berührt, strömten mir die Gesichte zu. Nach den damals niedergeschriebenen Notizen lautete meine Aussage folgendermaßen: «Soldaten — des Königs eigenes Regiment aus der königlichen Garde. Sie tragen scharlachrote Röcke, enganliegende Hosen und Dick-Turpin-Hüte. Eine sehr alte Kutsche, eine sehr alte Remise, darauf eine Adelskrone mit einem Fisch und einem Vogel darüber. Aus der Kutsche steigt eine reizende Dame mit Puffrock und Halskrause. Sie hat anscheinend rote Haare und am Hals ein Muttermal. Sie spricht vom Ostflügel und West-

flügel und sagt: ‚Eine ernste Lage.‘ Sie mag die Touristen nicht und kritisiert sie. Sie geht weiter und hebt dabei das Kleid auf beiden Seiten; man sieht ihre kleinen Füße und die eleganten Schuhe. Ihr Gang ist sehr zierlich. Neben ihr geht ein großer Hund. Sie möchte mir etwas über Leonardo da Vinci oder Lorenzo da Vinci mitteilen. Sie sagt, in Burleigh, im Hauptdurchgang der langen Galerie, hänge ein Bild von ihr. Mit dem Maler habe sie in einer Laube schäferliche Zusammenkünfte gehabt...»

Noch heute erinnere ich mich an das Gesicht. Ohne Zweifel hat sich in längst vergangenen Zeiten eine solche Szene abgespielt. Beweisen läßt sich das nicht, aber Indizien sprechen dafür. Das Pergament stammte aus dem Jahre 1570, was man mich erst nachträglich wissen ließ. Die Beschreibung der Kleider würde auf diese Zeit zupassen, und Fisch und Vogel sind im Helmschmuck eines Zweiges der Familie zu finden.

Lady Culme Seymour bestätigte, daß sich, soviel man wisse, in ihrer Familiengeschichte ein ähnlicher Vorfall ereignet habe. Von einer Ahnin mit roten Haaren gebe es noch ein Bild. Leider ist mir, was Lady Seymour, die inzwischen gestorben ist, weiter noch sagte, seither entfallen.

Eine andere Geschichte ist viel prosaischer als jene von der reizenden Dame aus dem 16. Jahrhundert, doch als Zeugnis für die Kraft außersinnlicher Wahrnehmung nicht weniger eindrucksvoll. Unvermittelt fragte ich eines Tages Frau Atkinson, eine gute Bekannte aus der Fulham-Spiritisten-Kongregation: «Wurden Sie einmal von einem Schwein in die Hand gebissen? Ich sehe einen Ort, wo Sie als Kind gelebt haben müssen. Es ist eine Farm; gegenüber liegt eine Wirtschaft namens ‚Weißes Rößl‘. Sie waren noch sehr klein und trugen ein gekraustes Kinderschürzchen.» Obwohl Frau Atkinson lange nachdachte, konnte sie sich an nichts erinnern. Als sie jedoch anlässlich eines Besuches bei ihrer Mutter in Yorkshire davon sprach, kam der alten Dame der Vorfall wieder ins Gedächtnis zurück. Er hatte sich vor fünfzig Jahren abgespielt; Frau Atkinson war damals

erst vier Jahre alt. Mich erstaunte die nachträgliche Bestätigung aller Einzelheiten meines Gesichtes keineswegs.

Hellseher werden ausnahmsweise auch bei der Aufklärung von Verbrechen herangezogen. In der Regel aber will die Polizei selbst bei sehr rätselhaften Fällen nichts von ihrer Hilfe wissen. Nach meiner Überzeugung wäre jedoch der Tag, an dem die systematische Beiziehung von Hellsehern zur Verbrechensbekämpfung beschlossen würde, für die Unterwelt ein schwarzer Tag. Ich selbst hätte mich längst gerne dafür zur Verfügung gestellt, wurde aber nie angefragt. Nur zufällig erhielt ich einmal Einblick in einen bestimmten Fall.

Als ich als Barman tätig war, traten zwei kräftige Männer ins Lokal und bestellten Wisky. Im Scherz sagte Frau Coffano zu ihnen: «Hier ist ein Mann, der könnte Ihnen dies oder jenes erzählen.» «So viel kann ich Ihnen bereits verraten», fiel ich ihr ins Wort, «daß Sie von der Polizei sind.» Auch ohne «Psi» hätte ich das gemerkt. Wer einige Jahre bei der Polizei diente, hat untrügliche Merkmale seines Berufes angenommen. Zwei bekannte Detektive von Scotland Yard standen vor mir!

Einem der Detektive prophezeite ich, er werde binnen kurzem befördert und eine neue Tätigkeit erhalten. Die Voraussage verwirklichte sich sehr bald. Nun fragte mich der andere, ob ich mich über den Fall, der sie beschäftige, äußern könne. Ohne Zögern stellten sich Impressionen ein. «Sie suchen einen Mann mit Narben im Gesicht. Er war wegen Raubs im Gefängnis. Er ist Ausländer, hierzulande unter dem Namen Miller bekannt.» Die Detektive spitzten die Ohren und wollten mehr wissen, denn ich hatte den Nagel auf den Kopf getroffen. «Es handelt sich um einen Gelddiebstahl bei einer Dame. Der Mann mit den Narben hat aber nichts damit zu tun. Der Schuldige ist der Inhaber eines Wettbüros. Übrigens haben Sie ihn schon einvernommen. Leider wird bei Ihren Nachforschungen nicht viel herauschauen; für einen Strafantrag werden die Unterlagen nicht genügen.»

Meine Aussage machte auf die Detektive einen derartigen

Eindruck, daß sie Dokumente aus der Tasche zogen und mir die Photographie eines Mannes mit Narben im Gesicht zeigten. Sie bestätigten auch, daß ein Buchhalter für Werthen in die Sache verwickelt sei. Im Laufe der Zeit befreundeten wir uns, und daher weiß ich, daß der Dieb nie überführt wurde.

Das erzählte Beispiel ist nicht sehr aufregend, dürfte aber erhärten, daß außersinnliche Wahrnehmung der Polizei sehr nützlich sein könnte, z. B. zur Lokalisierung eines flüchtigen Diebes oder Mörders kurz nach der Tat. Wieviel Zeit wird etwa zur Einvernahme mehrerer Verdächtiger vertan! «Psi» würde den Täter sofort erkennen.

Als ich im Klub arbeitete, holten einige Kunden bei mir regelmäßig Rat in geschäftlichen Angelegenheiten. Wie ich weiß, war ich ihnen darin von großem Nutzen. Ein Geschäftsmann ließ sich nie mehr in Geschäfte ein, ohne mich vorher befragt zu haben. Als er eines Tages wieder erschien, begrüßte ich ihn mit den Worten: «Sie wollen also keine Ratschläge mehr von mir! Nach dem Gespräch mit dem Arzt heute morgen sind Sie jetzt entschlossen, sich von den Geschäften zurückzuziehen.» Vor wenigen Augenblicken hatte er in der Tat sein Entlassungsgesuch eingereicht.

Einer Dame ersparte ich viel Ungemach und große Kosten durch eine Voraussage im Zusammenhang mit einem Testament. Sie werde mit einem Testament zu tun haben, erklärte ich, bei dem viele tausend Pfund im Spiele seien. Sie solle über die Sache mit Gelassenheit hinweggehen, riet ich eindringlich, und nicht prozessieren, denn es sei für sie alles aussichtslos. Sie lachte mich aus. Ein Jahr später aber trat das vorausgesagte Ereignis unvermutet ein. Glücklicherweise hielt sie sich an meinen Ratsschlag.

Die erzählten Beispiele dürften die «Wunder», die «Psi» tätigt, hinreichend belegen. Es ging darin nicht um weltbewegende Dinge, aber bei der Lösung alltäglicher Probleme konnte mein paranormales Talent manchem wertvolle Hilfe bringen.

Fernsehen, Presse und Beweise

Es ist merkwürdig bestellt in unserer westlichen Zivilisation. Wer anders ist als die andern — ein Genie oder auch nur ein parapsychischer «Genius» —, muß in einer Dachkammer hungern und im Elend sterben, ehe man die Originalität seiner Vision anerkennt. Der Lebensweg des Eigenbrötlers ist mit Dornen besät. Bürokratie regiert die Nation, den Sonderling verabscheut sie. Die Menge, durch unsere aufgeblasene Massenerziehung trefflich zur Mittelmäßigkeit herangebildet, dreht und wendet ihn und reißt ihn in Stücke. Wer «anders» ist, ist gefährlich. Für die Masse, die in der Geschäftigkeit einer mechanisierten Zivilisation die Kraft zum selbständigen Denken verloren hat, bildet er einen Gegenstand der Beunruhigung und des ständigen Anstoßes. Wenn es möglich ist, in der heutigen durchorganisierten und gesitteten Gesellschaftsordnung noch Hungers zu sterben, dann ist der sicherste Weg zu diesem Ende, anders zu sein als der Durchschnitt.

Ich wollte nie «anders» sein. «Psi» hat mich von selber aus der Reihe fallen lassen, häufig genug zu meinem Leidwesen und Unglück. Weil ich anders war, hatte man für mich keinen Platz und keine Verwendung. Um etwas zu essen zu haben, nahm ich Zuflucht zum Spiritismus, an den ich nicht glaubte, und auch zu Betrügereien. Jedoch, meine Naturanlage ist für Heuchelei und Betrug nicht geeignet; wäre sie es, dann wäre mir ein angenehmes Leben sicher gewesen. Als ich dem Spiritismus den Rücken gekehrt hatte und durch mein hellseherisches Talent auf ehrliche Weise mein Brot zu verdienen mich bemühte, mußte ich von der Hand in den Mund leben. Für diese Un-

sicherheit entschädigte mich das dunkle Gefühl, daß ich einen bedeutsamen neuen Weg pfadete. Ich erarbeitete mir eine selbständige Lebens- und Weltanschauung, die nicht ausschließlich durch Milieu, Erziehung, Umstände und die Gewohnheiten und Einflüsterungen der landläufigen Zivilisation bedingt sind.

In den letzten Monaten wurde mir alles etwas leichter gemacht. Ich bin wieder mehr oder weniger zahlungsfähig. Es besteht nicht mehr diese drängende Notwendigkeit, mich um das tägliche Brot umzusehen, daß ich mir wie ein Bettler vorkomme. Die Besserung datiert von jenem Morgen, an dem ich mit dem Gefühl aufwachte, daß sich etwas ereignen werde. Noch im Bett hatte ich die Erleuchtung, daß ich einen Agenten oder Manager suchen mußte, der mein nicht alltägliches Talent zu verkaufen verstand.

Ich hatte bald jemand gefunden. Aus dem Gespräch schien sich als einzige Möglichkeit zur Verwertung meiner Hellseherkunst das Auftreten in einem Variété zu ergeben. Der Gedanke behagte mir nicht. Ich trug kein Verlangen, in eine Kreuzung zwischen «Little Tich» und den Piddingtons auszuwachsen. Aber ich schwieg. Mein Agent hatte den klugen Gedanken, mich zuerst der Presse als «neuen Star» vorzustellen. Vermutlich nähren alle Agenten bei jedem neuen Kunden die leise Hoffnung, daß er zum «Star» geboren sei.

Anderntags wurde ich Noel Whitcomb vorgestellt, dem humorvollen Mitarbeiter des *Daily Mirror*. Ohne Umschweife ging er auf den Kern der Sache los. «Können Sie mir irgend etwas erzählen?» fragte er. Um mich aufzumuntern, fügte er hinzu, sein Onkel in Australien sei Astrolog und sage den Farmern aus den Sternen das Wetter voraus. Ich erwiderte, daß er zwei Häuser besitze. Er sei eben im Begriffe, eines von beiden zu verkaufen, werde aber bald auch das andere losschlagen. Das erste stehe an einer Straßenecke. Feuchtigkeit oder Wasser habe ihm geschadet. Ich machte auch einige Aussagen zum Privatleben des Onkels. Anscheinend machte das Whitcomb Eindruck.

«Was wissen Sie vom Mithras-Tempel?» fragte er weiter. Die

Zeitungen brachten damals über diese Ausgrabung mitten in London ganze Spalten voll.

«Ich weiß nur, daß sie eine dritte Götterfigur finden werden», antwortete ich.

Noel Whitcomb schrieb über mich einen brillanten Artikel. Zur rechten Zeit kam eine dritte Gottheit, ein Serapis, ans Tageslicht. Es war eine echte parapsychische Eingebung gewesen, aber ich war mir bewußt, daß die meisten Leute glaubten, ich hätte einfach etwas gemutmaßt und es zufällig getroffen.

Am andern Tag kamen mir mehrere auf den Tempel bezügliche Einfälle. Aus dem dringlichen Charakter der Visionen schloß ich, daß das Gesehene in der allernächsten Zukunft eintreten müsse. Sogleich rief ich Whitcomb an. «Jede Minute können sie im Mithras-Tempel wieder etwas Neues finden», sagte ich ihm. «Es ist griechisch und Tiere sind dabei. Sie werden es gleich ausgraben.»

An demselben Abend gab Whitcomb meine Aussage in Druck, und sie erschien in der Morgenausgabe. Im Laufe des Vormittags fand man eine Gruppe von kleinen Statuen, unter ihnen den griechischen Gott Dionysos und Tiere. Das war schon ziemlich bemerkenswert. Persönlich war ich freilich darüber enttäuscht, daß ich nicht genauere Details hatte angeben können.

Der Plan des Agenten sah die übliche Reihenfolge vor: zuerst die Presse, dann die Television.

Für meinen eigentlichen Akt vor der Fernsehkamera brauchte ich kein «Psi», aber mein Talent hat weitgehend dazu beigetragen, daß man mich auftreten ließ. Man wünschte zuerst ein Interview mit Dickie Leeman. Wenn es befriedigend ausfalle, könne ich als Herausforderer in der Sendung «What's My Line» (Was ist mein Beruf?) in Betracht kommen. Rasch setzte ich mich hin und schrieb Eingebungen, die ich über Leeman erhielt, nieder. Obwohl ich ihn nie gesehen hatte, waren die Gesichte deutlich und gingen sehr ins einzelne. Als ich zwei Tage später in sein Büro trat, händigte ich ihm zuerst meine Niederschrift aus. Die erste der Voraussagen hatte sich in diesem Augenblick

bewahrheitet. Er werde mit Maurice Winnick eine Meinungsverschiedenheit haben, hatte ich geschrieben. Als ich zur Türe hereinkam, war die Auseinandersetzung telephonisch im vollen Gange. Noch in anderen Punkten traf ich den Nagel auf den Kopf. Natürlich war es jetzt keine Frage mehr, ob ich auftreten dürfe oder nicht. Es galt aber, für meinen Beruf einen Namen zu finden. Da prägte ich den Ausdruck «Extra-Sensory Perceptionist» — «außersinnlicher Wahrnehmer», wenn man so will.

Am 24. Oktober nahm ich unter den andern Herausforderern meinen Platz hinter dem Vorhang ein. Ich hörte, wie Lady Barnett sagte: «Oh, da kommen die Opfer.»

«Haben Sie keine Angst, und lassen Sie sich nicht von der Jury einschüchtern», hatte man uns in der Probe eingeschärft.

Mich einschüchtern zu lassen, war nicht meine Absicht. Und ich war auch entschlossen, kein «Opfer» zu werden. Ich stand als siebenter auf der Liste. Mit Ausnahme eines Mikropaläontologen hatte die Jury die Berufe meiner sechs Vorgänger herausgefunden. Mit unerschütterlichem Selbstvertrauen betrat ich die Bühne — beiläufig, in einem geborgten Anzug. Als sie mich aufforderten, meinen Beruf zu mimen, schritt ich auf Gilbert Harding zu und starrte ihm in die Augen. Er schreckte sichtlich zurück; ich kann ihn dafür nicht tadeln. Siebzehn Minuten lang traktierte man mich vor der Kamera, länger als je jemand bis anhin. Wie ich es beabsichtigt, gelang es mir, die Aufmerksamkeit und die Kamera von der Jury abzulenken und an mich zu heften. Ich entwand auch Eamonn Andrews die Leitung der ganzen Szene.

Gilbert Harding forderte mich dermaßen heraus, daß meine ganze Frechheit ans Tageslicht kam, und vermutlich holte auch ich aus ihm herauf, was er an Frechheit besitzt. Nach den Zeitungsberichten entwickelte sich der Auftritt zu einem Wortgefecht zwischen Gilbert Harding und mir; ich glaube nicht, daß ich daraus als der Geschlagene hervorging. Natürlich erriet die Jury meinen Beruf nicht. Ich war mit mir äußerst zufrieden.

Nachdem ich mich im Sonnenschein nationaler Berühmtheit

— oder nationaler Schande — gewärmt hatte, ließ der Katzenjammer nicht lange auf sich warten. Was hatte ich erreicht? War ich besser dran als vorher? Das öffentliche Aufsehen, das ich erregt hatte, konnte mir für die Laufbahn als Variétéstar sehr nützlich sein, jedoch erwartete ich etwas anderes vom Leben; bei diesem Beruf hätte ich nicht lange ausgeharrt. Würde mir je ein regelmäßigeres Leben und mehr Sicherheit vergönnt sein?

Der Ton der Hausglocke weckte mich aus diesen trübsinnigen Gedanken. Meine schlechte Laune hätte sich bestimmt noch verschlimmert, wenn ich gewußt hätte, daß der liebenswürdige, höfliche Besucher in der Absicht kam, meine «Maske zu lüften». Es war Anthony Hunter vom *Sunday Dispatch*. Er wollte mein Können auf die Probe stellen.

Ich konnte ihm erzählen, daß sein Vater ein Zwillingkind war und daß der Zwillingbruder bei der Geburt starb. Ich beschrieb eingehend Hunters Heim in Hertfordshire und erriet mehrere Einzelheiten aus seinem Privatleben. Für die Zukunft schienen sich für ihn zwei Möglichkeiten abzuzeichnen, die ich ihm unterbreitete. Später verriet er mir, daß die auf seinen Vater bezügliche Mitteilung ihn überzeugt habe. Seit einigen Jahren hatte sich Hunter gelegentlich mit parapsychologischen Fragen beschäftigt. Seine Einstellung war sehr zurückhaltend und skeptisch, aber vorurteilslos. Daß ich ohne die geringsten Anhaltspunkte die erwähnte Einzelheit über den Vater hätte erraten können, lag außerhalb jeder Wahrscheinlichkeit. Der Schluß, daß etwas Paranormales im Spiele war, drängte sich ihm auf.

Der Chefredaktor des *Sunday Dispatch* hatte den Mut, Hunters Artikel auf der ersten Seite abzdrukken. Zwei Tage nachher forderte mich das Blatt auf, mich einer Versuchsreihe zu unterziehen. Das befolgte Verfahren entsprach nicht strengen wissenschaftlichen Anforderungen, aber es war einfach, wirksam und einleuchtend. Für mich waren es die anstrengendsten Versuche, denen ich mich je unterzogen habe. Wir stellten uns mitten im Lärm und Getriebe der Straßen Londons auf. Aufs Geratewohl zeigten meine Begleiter auf vorübergehende Leute,

über die ich Angaben machen mußte. Zahllose Umstände wirkten der Konzentration entgegen, und bei der Menge sich überstürzender Eindrücke und Menschen mischten sich die Gesichte ineinander. Trotzdem kam ich auf 70 Prozent Treffer.

Anschließend mußte ich mich über Photographien äußern, die von Zeitungsabonnenten eingesandt wurden. Zur Prüfung meiner Angaben reisten wir fünfhundert Meilen in Südengland umher. Wiederum übertrafen die richtigen Schilderungen zahlenmäßig bei weitem die zweifelhaften und falschen. Bei Betrachtung des Bildes einer älteren Dame sah ich einen Vogelkäfig mit einem kleinen Papagei über dem Küchentisch hängen. Der Papagei hörte auf den Namen Jim. Die Frau dachte daran, ihre Brillengläser auswechseln zu lassen. Als wir sie zehn Tage später besuchten, hatte sich inzwischen alles bewahrheitet.

Publizität war mir nichts Neues, aber sie bewegte sich jetzt auf einer anderen Ebene als früher und regte mich zu intensivem Nachdenken an. Nach der unzweideutigen Erklärung des *Sunday Dispatch* dachte er an alles andere als an Propaganda für mich. Er wollte einfach meine nicht alltägliche Gabe einer Prüfung unterziehen und darüber sachlich berichten. Das war es, was ich immer gewünscht hatte — ohne Vorurteil sollten sich die Leute ein Urteil bilden. Eine Zeitung ist ein Spiegel des Lebens. Manchmal verbreitet sie auch Kunde von Dingen, welche der trägen Gedankenwelt der Leser noch nicht geläufig sind und der Zeit vorausseilen. Doch regt sich heute anscheinend in der Masse das Verlangen, die parapsychischen Erscheinungen, für die sie einst nur Gelächter und Spott übrig hatte, ernsthaft kennen- und verstehenzulernen.

In den Gesprächen mit Hunter zeigte es sich, daß auch er auf Mittel und Wege sann, Wesen und Bedeutung außersinnlicher Wahrnehmungen zu erfassen.

«Versuchen Sie doch herauszufinden, was ‚Psi‘ ist, und was es in Zukunft leisten kann», sagte er. «Warum schreiben Sie nicht ein Buch darüber?»

Diese Vorstellung war mir neu. Bei näherem Zusehen schien

sie mir unausführbar. Niemals könnte ich ein Buch schreiben. Was aber bedeutete «Psi» für die Allgemeinheit? Eine Antwort auf diese Frage fiel mir sehr schwer, denn «Psi» ist so sehr Teil meines Lebens geworden, daß ich es kaum abtrennen und objektiv betrachten kann. Für mich lag seine Bedeutung darin, daß es meinen Lebensweg ständig mitgestaltet hat. Wie wäre es, wenn ich mein *Leben* niederschriebe? Vermutlich ließe sich dann ein durchgehender roter Faden und daraus die eigentümliche Natur der besonderen Anlage erkennen. So kam es, daß ich mich an dieses Werk der Rückbesinnung und Selbstanalyse machte.

Nun bin ich beinahe am Ende. Welche Schlußfolgerungen drängen sich auf? Zunächst ist so viel gewiß, daß ich keine fertige, allgemein dienliche Lebensphilosophie anzubieten habe. Ich bin ein Durchschnittsmensch, nur meine paranormale Gabe unterscheidet mich von den andern. Diese aber verdient es, daß man sie erforscht. Vielleicht entdecken geschulte Wissenschaftler und Denker in meinen Erfahrungen und Meinungsäußerungen Stoff und Anregung zu weiteren Untersuchungen und Studien.

Was wird mir die Zukunft bringen? Bedeutet die Tatsache, daß «Psi» die Zukunft voraussehen kann, daß diese genau vorbestimmt ist? Können wir somit keinen Einfluß nehmen auf unseren eigenen Lebensweg, und besitzen wir keinen freien Willen?

Nach meiner Überzeugung ist jedermanns Zukunft durch die ererbten körperlichen und geistigen Anlagen in bestimmte Grenzen gewiesen, aber innerhalb dieser bleiben ihm zahllose Möglichkeiten. Die Umstände schränken diese freilich weiterhin stark ein. Das ist der Schluß aus meiner Erfahrung. Vielen habe ich Zukünftiges richtig vorausgesagt. Dabei bin ich auf zwei Typen von Menschen gestoßen. Die einen haben geringes geistiges Niveau und wenig Macht über ihre Gefühle und Regungen. Für sie ist selten mehr als ein einziger Weg vor auszusehen. Ihre körperliche und geistige Beschaffenheit wird sie unweigerlich auf den einen ausgesteckten Pfad geleiten. Dieser Typus ist nicht Herr seines Schicksals, die Zukunft ist ihm vorbestimmt. Die anderen sind Menschen mit stärkerer Urteilskraft und grö-

Berer Herrschaft über Triebe und Gefühle. Fast ausnahmslos sah ich für sie mehrere mögliche Richtungen voraus. Einige führten ins Unglück, andere zu Glück und Erfolg. Innerhalb gewisser Grenzen kann da einer Herr über sich selbst und das Leben werden.

Die Erfahrung mit zwei Typen ist sicherlich nicht die ganze Wahrheit, denn sie ist unvollständig und in der Deutung Irrtümern unterworfen. Vermutlich stellen die geschilderten Typen zwei Extreme vor, zwischen denen zahlreiche Zwischenstufen liegen.

Die vorgebrachte Theorie gilt nur für Erwachsene. Auch das läßt sich aus meiner «Psi»-Erfahrung schließen. Bezeichnenderweise sehe ich bei Kindern nie klar vorgezeichnete Richtungen vor mir. Ihr Charakter ist eben noch nicht fertig geformt. Daraus ergibt sich wohl folgender Schluß: mag die Erbanlage eines Kindes noch so belastet sein, so kann eine angemessene weise Erziehung doch einen Charakter bilden, der sich selbst und sein Schicksal in die Hand zu nehmen befähigt wird.

Das verwirrendste Geheimnis beim Hellsehen ist aber vielleicht das Problem der «Zeit». Warum ist alles von Anfang bis Ende in einen nicht umkehrbaren Ablauf eingeordnet? Gibt es überhaupt einen Anfang und ein Ende, ein Ende von allem? Bedeutet für den Menschen der Tod tatsächlich sein «Ende», oder gibt es ein Leben *nach* dem Tode? Den Tod sagt «Psi» manchmal voraus. Mir hat es ihn für 1981 angekündigt, wenn ich 66 Jahre alt geworden bin. Ich bin von der Richtigkeit meiner Vision vollkommen überzeugt, denn sie hat mir keine anderen Wege darüber hinaus offen gelassen. Bei anderen habe ich entdeckt, daß die Lebensspanne verschieden lang bemessen sein kann, je nach der Richtung, die sie wählen. Es gab Fälle, in denen der Tod innerhalb eines Jahres gewiß war, wenn die Betreffenden einen bestimmten Weg verfolgten, auf anderen Wegen konnten sie viel älter werden. Somit könnten, wie es scheint, Menschen mit Selbstdisziplin und starkem Willen die Länge ihres Lebens beeinflussen, wenn sie nur wüßten wie.

Ließe sich «Psi» uneingeschränkt herbeirufen und zu Visionen von unzweideutiger Klarheit und unbedingter Zuverlässigkeit zwingen, dann könnte man jedermann sagen, wie er seinem Leben die beste Erfüllung geben und die angemessenste Dauer sichern könnte.

Wie ich schon erwähnte, ist «Psi» meines Erachtens kein Beweis für das Fortleben nach dem Tode. Hinter dem Tode steht bei Visionen die Leere, er steht am Ende aller auf eine Person bezüglichen Gesichte. Analog verhält es sich bei den seltenen auf die Geburt bezüglichen Eindrücken: *vor* ihr gähnt Leere und Dunkel. Kommen wir also aus dem Nichts und kehren ins Nichts zurück? Ist die menschliche Persönlichkeit mit ihrer erstaunlichen Gedanken- und Gefühlswelt nichts anderes als eine Kerze, die von den Eltern angezündet wird und nach einigen Jahren wieder verlöscht? Das glaube ich nicht. Wenn es ein Fortleben gibt — und vielleicht schon ein «Vor»-Leben? —, warum sollten wir es so leicht verstehen? Warum sollten wir bloß ätherische Imitationen dessen werden, was wir in diesem Leben waren? Warum sollten wir als «ätherische Leiber» weiterhin unsere irdische Sprache sprechen und verstehen? Und all das eventuell als möglich angenommen, wie sollten wir nach dem Tode noch ein Verlangen darnach haben, die kindischen Spielereien, wie sie in den Séancezimmern üblich sind, mitzumachen?

Scheint mir «Psi» nichts anzuzeigen, das vor der Geburt und nach dem Tode liegt, so könnte der Grund also in meiner Unfähigkeit liegen, etwas mein menschliches Verständnis Übersteigendes richtig zu deuten. In letzter Zeit habe ich drei ganz ungewöhnliche Erlebnisse gehabt: «Psi»-Erleuchtungen konkretisierten sich zu gerahmten Bildern. Diese waren mir jedoch völlig unverständlich. Ich konnte keine Gestalten und keine Farben erkennen. Sie waren nicht durchaus «nichts» und leer, sondern erinnerten an die gestaltlosen Nebel und Massen, die etwa in Träumen auftauchen.

Früher schon hatte ich gelegentlich Lichtblitze, die keine feste

akustische, visuelle oder gedankliche Form annehmen. Die eben erwähnten Impressionen lassen gerade nur einen Rahmen ohne greifbaren Bildinhalt aufscheinen.

Doch kehren wir zum großen Geheimnis «Zeit» zurück! Meine paranormalen Erlebnisse treten selbstverständlich zu bestimmten Zeitpunkten meines Lebensablaufes auf, aber ihr Wesen und ihr Inhalt stehen außerhalb der Uhren- und Weltzeit. Sie gehören nach Belieben der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft an, oder noch besser: umfassen alle drei in einem.

Parapsychische Eindrücke halten sich an keine zeitliche Ordnung. In verwirrender Weise springen sie in der Zeitskala auf und ab. Auf die Vergangenheit bezügliche Bilder wechseln mit auf die Zukunft bezüglichen und umgekehrt. Sehr häufig ist es unmöglich, ihre Zugehörigkeit zur Vergangenheit oder Zukunft eindeutig zu bestimmen. Nur kurz vergangene oder unmittelbar bevorstehende Ereignisse tragen ihre klare Zeitmarke an sich.

Im letzten Fall erkenne ich die zeitliche Lagerung vermutlich auf Grund eines mir nicht recht bewußten geistigen Prozesses, der sich an die erste gefühlsmäßige Impression anschließt.

Wie gesagt, glaube ich, daß «Psi» und seine Eingebungen an sich unabhängig von aller Zeit sind. Sehr häufig habe ich den Eindruck, daß ich vor einer Zeittafel stehe, in der ich die Totalität von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft vor mir habe und an der ich, je nach dem Charakter des Einfalles, wägend auf- und abschreite. Es beherrscht mich das Gefühl, daß ich *alle* Zeiten umfassen könnte, wenn es mir gelänge, die Grenzen meines Wahrnehmungsvermögens und meiner Konzentration über ihr heutiges Maß hinauszuschieben. Darum glaube ich, daß die Zeit gewissermaßen nur ein Schein ist, so wie die Veränderung der Dinge es ist.

Unglücklicherweise kann mein begrenzter menschlicher Geist das Wesen der letzten Realität nicht richtig begreifen — die doch das sein muß: ein zeitloses Ganzes. Könnte ich das, dann müßte ich mit Hilfe von «Psi» tief in die Vergangenheit und weit in die Zukunft schauen können.

Wahrscheinlich ist die Hoffnung sehr eitel, daß sich die Grenzen unseres Wahrnehmungsvermögens einmal namhaft erweitern werden. Es gilt, jetzt und in der nächsten Zukunft «Psi» für die Menschheit nutzbar zu machen. Wie kann das geschehen?

Fürs erste muß man es auf eine wissenschaftliche Weise studieren. Leute mit größeren intellektuellen Gaben als ich sie besitze, müssen sich der Aufgabe widmen, die paranormalen Fähigkeiten zu untersuchen und ihr Verhältnis zu den allgemeinen Eigenschaften der menschlichen Seele zu prüfen. Daraus wird sich ergeben, ob sich bei jedermann derartige Anlagen finden, ob sie sich bei jedermann entwickeln lassen und ob in besonderen Fällen ein vollkommener «Psi»-Träger herangebildet werden kann.

Nach meiner Überzeugung besitzt, wie gesagt, wohl beinahe jedermann paranormale Anlagen. Doch muß es namhafte individuelle Unterschiede geben. Hypnose kann, wie meine Erfahrung zeigt, zur Ausbildung des Talentbesitzers beitragen. Vielleicht ist auch die psychoanalytische Methode dafür geeignet: wenn eine unterentwickelte, unfreie oder kranke Seele auf eine normale Stufe gebracht werden kann, so ist es wohl nicht ausgeschlossen, sie mit den gleichen Mitteln noch höher emporzuheben. Konzentrationsübungen und Meditationen sind ausgezeichnete Hilfsmittel zur Förderung der Hellsicht. Saubere Lebensführung wirkt sich ebenfalls steigernd auf diese Gabe aus. Nicht zuletzt ist es sehr wichtig, sich selbst zu einer klaren, gefestigten Persönlichkeit zu erziehen, wobei man die Leistungsfähigkeit eines wachen Wahrnehmungsvermögens und die Sensibilität sehr pflegen und sie mit der ganzen Persönlichkeit in ausgewogenen Einklang bringen muß.

Die Heranbildung eines vollkommenen lebenden «Psi»-Trägers oder «Psi»-Empfängers würde ein sehr langes, zielbewußtes Training erfordern.

Wird man eines Tages psychische Wellen aus Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft mit Instrumenten einfangen können,

so wie man heute Radiowellen empfängt? Wird es in Zukunft einmal zum allgemeinen Erziehungsprogramm gehören, in Kleinkindern die parapsychische Anlage zu wecken und weiterzubilden? Wer weiß, welche scheinbar phantastischen Träume einmal Wirklichkeit werden!

GRENZFRAGEN DER PSYCHOLOGIE

Herausgegeben von Gebhard Frei

Bisher sind erschienen:

Band I

Herbert Thurston

POLTERGEISTER

288 Seiten. In Leinen Fr. 12.45, DM 12.—

In diesem Buche sind lauter bezeugte und dokumentierte Geistererscheinungen beschrieben. Hier kann Hänschen das Gruseln lernen. Kein phantasiegeborener Roman kann fesselnder, schauererregender sein als diese sachlich nüchternen Berichte, die von einem zuverlässigen Forscher und nicht von einem Sensationshascher gesammelt worden sind. «Domino»

Band II

Herbert Thurston

DIE KÖRPERLICHEN BEGLEITERSCHEINUNGEN DER MYSTIK

504 Seiten. In Leinen Fr. 24.85, DM 24.—

Als geschultem Historiker ging es dem Verfasser zunächst darum, festzustellen, was an den immer wiederkehrenden Berichten über außerordentliche Phänomene im Leben der Heiligen und Mystiker, die den bekannten Naturgesetzen widersprechen oder doch zu widersprechen scheinen, als Tatsachen zu gelten habe — und was nicht. Gibt es solche Erscheinungen wie Levitation (Schweben in der Luft), Bilocation (Gegenwärtigsein an mehr als einem Ort), Unempfindlichkeit gegen Feuer, Stigmatisation und anderes mehr, wirklich? Die Untersuchung geschieht immer mit dem gleichen nüchternen Wirklichkeitssinn und ehrlichen Bemühen um möglichst große Unparteilichkeit und kritische Umsicht, die zwischen Skepsis und Leichtgläubigkeit die rechte Mitte halten möchte. «Wort und Wahrheit»

Band III

Michaël Bouissou

EIN SELTSAMER BERUF

Aus dem Leben eines Mediums

237 Seiten. In Leinen Fr. 13.25, DM 12.80

Das Buch ist ebenso wertvoll als Tatsachenbericht, vermittelt es doch einen faszinierenden Einblick in die Welt des Okkulten und dazu die kritische Stellungnahme einer Frau, die fähig ist, nicht nur Erfolge und Mißerfolge ihrer eigenen Tätigkeit zu sehen, sondern auch den Mut aufbringt, auf die großen Gefahren hinzuweisen, die mit jeglicher Praxis auf okkultem Gebiet verbunden sind. Das Buch liest sich spannender als ein Roman.

Weitere Bände in Vorbereitung

VERLAG RÄBER & CIE., LUZERN

Im Verlag Räber & Cie.
erschien:

J. M. Déchanet
YOGA FÜR CHRISTEN

184 Seiten, mit zahlreichen
Skizzen

Kt. Fr. 7.—, DM 6.75;

Ln. Fr. 9.80, DM 9.40

Der belgische Benediktiner P. Déchanet hat die Yoga-Lehre nicht nur genau studiert und auf ihre Zusammenhänge mit der indischen Religion und der christlichen Weltanschauung kritisch untersucht, er hat auch die Yoga-Übungen selbst gründlich erprobt. So sieht er die Gefahren, die bei unvorsichtiger Anwendung des Yogas entstehen, er erkennt aber auch im Yoga eine einzigartige, gerade für unsere Zeit wichtige Methode zur Pflege der Gesundheit und vor allem der geistigen Er-stärkung. Yoga kann uns helfen, die innere Stille wieder zurückzugewinnen, die heute durch Lärm, Hast und Betriebsamkeit so tödlich bedroht wird.